

(Aus der Staatskrankenanstalt Hamburg-Langenhorn
[Direktor: Prof. Dr. *Gerhard Schäfer*].)

Zum Problem der Wunschparanoia.

Von
Gerhard Kloos.

(Eingegangen am 27. Juli 1932.)

Inhaltsübersicht.

	Seite
Einleitung	162
A. Der Fall Stratzky.	
I. Deskriptive Darstellung des Falles	164
a) Erblichkeitsverhältnisse	164
b) Lebenslauf und Krankengeschichte	165
II. Analytische Betrachtung des Falles vom	
a) charakterologischen,	180
b) entwicklungspsychologischen und	189
c) psychopathologischen Gesichtspunkt	196
1. Die Wahnhalte	197
2. Die Wahnentstehung aus	
α) reaktiven und charakterlichen,	199
β) phasischen und prozeßhaften Faktoren	203
B. Theoretische Folgerungen	
1. Das Problem der Wunschparanoia als ein vorwiegend charaktero- logisches (typenpsychologisches)	206
2. Methoden zur Unterscheidung des Typischen vom Individuellen unseres Falles	207
3. Der Wunschwahn als Persönlichkeitsausdruck; seine Komponenten als typische Eigenschaften des Wunschparanoikers	208
4. Bestätigung dieser Eigenschaften an Vergleichsfällen	213
5. Stellungnahme zu früheren Kennzeichnungen des Wunschparanoikers	215
6. Begrenzung der Ergebnisse	218
Zusammenfassung	220

Einleitung.

Zu einer Unterscheidung typischer Unterformen der Paranoia gelangte man verhältnismäßig spät. Die ältere Psychiatrie kam auf diesem Gebiet über die Erörterung allgemeinerer Fragen meist nicht weit hinaus; erst mit der Umgrenzung des Paranoiabegriffes durch *Kraepelin* waren die Voraussetzungen für ein spezielleres Studium dieses Krankheitsbildes hinlänglich gesichert. Entsprechend den neuen Aufgaben, die der Forschung nun gestellt waren, mußte auch ihre Methode wechseln; die

summarische Untersuchung möglichst vieler Fälle trat an Bedeutung und Fruchtbarkeit gegenüber der vertieften *monographischen* Betrachtung zurück, für die *Gaupp* das Vorbild schuf. Sie enthielt bereits in ihrem methodischen Prinzip den Keim zu einer Typologie der Paranoia; auf dieser Linie führte die weitere Entwicklung geradezu zwangsläufig zu einer feineren Differenzierung der klinischen Beobachtungen. Die Unterscheidung der „Sensitivparanoia“ (*Kretschmer*) von der „Kampfparanoia“ gehört heute schon zum psychiatrischen Allgemeingut. Neben diese phänomenologisch recht genau gekennzeichneten Varianten wird als dritte Unterform die „Wunschparanoia“ gestellt. Sie ist indessen noch nicht so eingehend studiert worden wie die ersteren; wir besitzen noch immer keine umfangreichere Kasuistik der Wunschparanoia, und es fehlt vor allem an einer genügenden Anzahl von eingehend analysierten und detailliert beschriebenen Modellfällen; dementsprechend kommt dieser Krankheitstyp auch in den Gesamtdarstellungen der Paranoia gewöhnlich zu kurz. Die ausführliche Veröffentlichung eines Falles dieser Art, der in mehrfacher Hinsicht sehr aufschlußreich ist und das Symptom des Wunscherfüllungswahns in ausgesprochenster Weise bietet, dürfte daher erwünscht sein.

Es wird hierbei vor allem darauf ankommen, die psychopathologische und charakterologische Eigenart unseres Kranken auf Grund konkreter Belege recht genau zu erfassen; man wird besonders auf diejenigen Merkmale zu achten haben, die ihn einerseits vom Kampf-, andererseits vom Sensitivparanoiker maßgebend unterscheiden; vielleicht läßt sich auf diesem Wege auch ein Einblick in die *Voraussetzungen* gewinnen, *unter denen ein paranoisch Erkrankender gerade zum Wunschparanoiker wird.*

Eine *Verallgemeinerung* der an diesem Einzelfalle gewonnenen Ergebnisse wird freilich nur mit Vorsicht und innerhalb bestimmter, vielleicht sehr enger Grenzen zulässig sein; immerhin scheint jedoch gerade die Entwicklung der Paranoiaforschung seit *Gaupp*¹ zu bezeugen, wieviel fruchtbarer eine einzige möglichst weit durchgeführte Analyse für die Klärung prinzipieller Fragen zu sein pflegt als eine mit geringerer individueller Vertiefung vorgenommene, von der „Suggestion der Zahl“ beherrschte Untersuchung vieler Fälle — eine Erfahrung, die kürzlich auch von *Kehrer*², *Heidenhain*³ und — für ein anderes Gebiet — von *Goldstein*⁴ nachdrücklich betont worden ist. *Jaspers*⁵ legt mit Recht

¹ Seinem Beispiel folgten bereits *Wetzel*, *Kehrer*, *I. Lange* u. a.

² *Kehrer* u. *Fischer*: Modell einer klinisch-experimentellen Pathographie. Z. Neur. 85 (1923).

³ *Heidenhain*, A.: J. J. Rousseau, Wiesbaden 1924.

⁴ *Goldstein*, K.: Über Aphasie. Neuro- und psychiatr. Abh. Schweiz. Arch. Neur. 6 (1927).

⁵ *Jaspers*: Allgemeine Psychopathologie. Berlin 1923.

besonderen Wert darauf, daß solche Analysen an möglichst differenzierten Persönlichkeiten vorgenommen werden. Unser Fall dürfte diese Forderung erfüllen, und er läßt um so mehr eine gewisse Ergiebigkeit erwarten, als es sich um einen gebildeten und infolge seiner künstlerischen Begabung ausdrucksfähigen Kranken handelt, der — mit einer Unterbrechung — seit nunmehr zwei Jahrzehnten ärztlich beobachtet wird.

A. Der Fall Stratzky.

I.

a) Erblichkeitsverhältnisse (nach Angaben des Bruders des Patienten).

Der *Urgroßvater* von väterlicher Seite, ein eingewanderter Pole, war Gutsbesitzer in Ostpreußen. Der *Großvater* väterl. wird als ein sehr ernster und strenger Mann geschildert. Ein *Vatersbruder* war „aus der Art geschlagen“: Er war ein guter Familienvater, aber „er hatte etwas Zigeunerhaftes im Charakter, er war so unstet; wenn es ihm plötzlich einfiel, spannte er an und fuhr zu fern entlegenen Märkten und hielt sich dort lange auf. Zu Hause konnte er es nicht lange aushalten; er war begeistert für polnische Musik und tanzte manchmal mit wildem Feuer den Nationaltanz; Eugen (= Patient) hat sehr viel von ihm“. Der *Vater* war Zollbeamter, ein unersetzter, korpulenter Mann. „Aus kleinen Anfängen hatte er sich durch seine Gewissenhaftigkeit emporgearbeitet und kam allen Kollegen voraus, er war ein Streber. Aber trotzdem war er überall sehr beliebt, immer jovial und gemütlich, immer gütig und heiter, wenn auch manchmal aufbrausend und heftig. Er war überhaupt fürs Behagliche. Getrunken hat er nur in jungen Jahren, später war er fast Abstinenzler“. Künstlerisch war er nicht begabt, galt aber als „Schöngeist“. Er sorgte für die musikalische Ausbildung seiner Kinder, hatte auch großes Interesse für Gedichte, schrieb sich z. B. aus Büchern eine Anthologie zusammen, aus der er gerne vortrug.

Auch die *mütterlichen Vorfahren* entstammen ländlichen Kreisen Ostpreußens. Die *Großmutter* war eine sehr tüchtige Hausfrau, still, ernst und religiös (protestantisch). Die *Mutterbrüder* waren Handwerker, „lauter fähige Leute, die personifizierte Tatkraft und Rechtschaffenheit. Nur einer, der Färbereibesitzer, der hatte eine leichtere Ader; er war sangeslustig, Vereinsmensch, gab viel Geld aus und kam herunter“. Die *Mutter*, eine mittelgroße, kräftig gebaute Frau, war „ganz Pflichtmensch: geradezu aufopfernd, sie gab ihr letztes; aber weiche Seiten haben wir an ihr oft vermißt. Sie war still, streng und in bezug auf Sitte und Moral engherzig, auch in der Erziehung sehr unduldsam. Sie strafte uns oft, und sie konnte rücksichtslos und erbarmungslos werden, wenn sie glaubte strafen zu müssen. Sie war sehr ehrgeizig für die Kinder. Mit Religion hat sie sich viel beschäftigt, sie war stark im Glauben“. Sie besaß große Geschicklichkeit in Handarbeiten, im Schneidern, Malen und Zeichnen. Ihre Ehe war wenig glücklich; „Die Mutter war fast unverträglich, sie konnte sich nicht versöhnen lassen, sie trug alles nach, schloß sich dann in ihr Zimmer ein und war oft den ganzen Tag nicht zu sprechen. Sie war selten heiter, sie war mehr dem Ernst verfallen“. Vollständigere Angaben über die beiderseitigen Vorfahren sind leider nicht zu erhalten.

Von den 7 *Geschwistern* des Patienten starben die 4 jüngsten während einer Diphtherieepidemie. — Der ältere *Bruder* (Ref.) ist Kaufmann in einem Heideort, unverheiratet, sehr ernst, religiös und fanatisch sittenstreng, lebt völlig enthaltsam. Im Auftreten ist er etwas scheu und selbstunsicher, bis er Vertrauen faßt; dann rückt er mit seinen ziemlich extremen Lebensanschauungen heraus; redet etwas geschraubt, äußert auch gewisse hypochondrische Befürchtungen; so erfüllen ihn z. B. seine allmonatlichen Pollutionen mit großer Besorgnis. Er hält treu zu seinen

noch lebenden Geschwistern, bemüht sich auch sehr um seinen kranken Bruder, dem er übrigens körperlich weitgehend ähnelt; er versucht immer wieder, ihn durch energische, religiös gefärbte Moralpredigten zu bessern. Er beschäftigte sich früher viel mit Zeichnen, Malen, Holzschnitzen und verschiedenen kunstgewerblichen Handarbeiten. — Ein *jüngerer Bruder* war Gerichtssekretär, „ein ganz besonders lebenswürdiger und hilfsbereiter Mensch, aber das Vollbringen fehlte oft: er versprach mehr als er halten konnte und übernahm unerfüllbare Verpflichtungen. Er war ziemlich leichtsinnig, hatte immer seine Liebeleien und ständigen Verhältnisse. Er heiratete mit 35 Jahren, kam aber nach 2jähriger glücklicher Ehe durch einen Unfall ums Leben“. (Kein Suicidverdacht.) Er war ein mäßiger Trinker und Spieler. Beruflich soll er tüchtig gewesen sein, auch intellektuell gut begabt. — Die *Schwester* (55 Jahre alt) ist unverheiratet und führt dem älteren Bruder den Haushalt. „Sie hat das Temperament mehr vom Vater, sie ist heiter, gesellig, menschenfreundlich, aber manchmal kommt doch die Veranlagung der Mutter heraus. Sie ist auch glaubensstark“. Sie spielt Klavier, singt, beschäftigt sich mit kunstgewerblicher Weberei, wobei sie in der Zusammenstellung farbiger Motive sehr guten Geschmack beweisen soll.

Soweit man aus diesen etwas lückenhaften Angaben schließen kann, finden sich also in der Familie des Patienten einerseits cyclothyme, andererseits schizothyme Konstitutionen, wohl mit Überwiegen der letzteren. Ethisch hochwertigen Persönlichkeiten mit zum Teil übertrieben strengen Auffassungen steht eine Minderheit von etwas haltlosen gegenüber. In der letzten Generation — bis zu einem gewissen Grade schon bei den Eltern — äußert sich künstlerische Begabung. Bemerkenswert ist vielleicht noch der slawische Rasseneinschlag.

b) *Lebenslauf und Krankengeschichte* (auf Grund der Angaben des Patienten, seines Bruders und der Akten).

Eugen Stratzky wurde am 5. 3. 1873 in einer ostpreussischen Landgemeinde geboren. Als Kind entwickelte er sich normal, fiel aber bereits frühzeitig durch seine Erregbarkeit und durch gewisse Absonderlichkeiten auf. Im Alter von etwa 5 Jahren war er nachts oft unruhig und litt an Schreckträumen; er sprang zuweilen jäh aus dem Bett auf, oder er schrie „es brennt“ und weckte in seiner Angst den Vater. Manchmal zog er sich nachts halb an und eilte fort, ohne Ziel. Oft stand er schon in der Dämmerung auf und erklärte dann auf Befragen, er wolle „spazieren gehen oder irgend etwas unternehmen“. Im allgemeinen war er gesellig, er hielt es allein nicht allzu lange aus.

Er besuchte eine sechsklassige Realschule, eine Präparandenanstalt und ein Lehrerseminar. „Er war einer der hellsten Jungen, meist der Erste in der Klasse.“ Seine Lieblingsfächer waren Zeichnen, Gesang, Naturgeschichte und Deutsch. Für fremde Sprachen und Mathematik hatte er weniger Talent. Auch im Geigenspiel brachte er es nicht über den Durchschnitt; er war in seinen Leistungen völlig von der augenblicklichen Stimmung abhängig; zu gewissen Zeiten konnte er mit hinreißendem Temperament spielen. Seine Lehrer respektierte er stets, war aber sonst ein „Ausbund“ und für jeden draufgängerischen Streich zu haben. Er war ein tollkühner Reiter, Schlittschuhläufer und Schwimmer, er sprang selbst im Winter ins Eiswasser und vollführte an Turngeräten waghalsige Kunststücke. Seine Altersgenossen sahen in ihm einen „Feuerkopf“, und er spielte unter ihnen eine gewisse Rolle. Damen gegenüber war er jedoch sehr schüchtern. Erst als die Kameraden ihn wegen seiner Keuschheit bespöttelten, ließ er sich — als 17 Jähriger — von ihnen zu einem Bordellbesuch mitreißen.

Nach seiner Militärzeit widmete er sich völlig seiner künstlerischen Ausbildung an der Kunstgewerbeschule in Hamburg und an der Kunstakademie in Düsseldorf. Seine Gemälde sollen sehr beachtet worden sein. Von seinem 29.—34. Jahre war er als Kunstmaler in Hamburg tätig und fand hier zu den ersten Gesellschaftskreisen Zutritt. — In sexueller Hinsicht lebte er — von häufiger Masturbation

abgesehen — ziemlich enthaltsam. Der Verkehr mit Prostituierten konnte ihn innerlich nicht befriedigen, und an Damen der Gesellschaft wagte er sich sexuell nicht heran, da er das für beleidigend hielt. Er hatte bloß „platonische Freundschaften“. In plötzlicher Aufwallung, mitten in der Arbeit, kam es einmal zum Geschlechtsverkehr mit einer Frau, die ihm Modell stand. Daran schloß sich ein Verhältnis, das fast 2 Jahre dauerte. Über das Sexuelle hinaus verband ihn jedoch keine tiefere Zuneigung mit ihr. Manchmal empfand er monatelang keine geschlechtlichen Regungen; zu gewissen Zeiten aber überwältigten sie ihn völlig. — Im Übrigen führte er ein unordentliches Künstlerleben, malte zuweilen mit solchem Übereifer, daß er auf die Nahrungsaufnahme völlig vergaß und sich vernachlässigte. Manchmal hatte er auch plötzlich den unwiderstehlichen Drang, „sich auszulaufen“ und unternahm dann ziellos große Fußwanderungen. Ganz unvermittelt reiste er auch einmal, einem Augenblicksimpuls folgend, nach Amsterdam, um ein bestimmtes Gemälde von Rembrandt zu studieren. Er hatte einen starken beruflichen Ehrgeiz, glaubte unerschütterlich an seine große Zukunft und pflegte zu sagen: „Ich weiß, daß ich Lenbach werde!“

Um sich weiterzubilden, bereiste er Frankreich und Spanien. Er trat hier mit den einheimischen Künstlern in nähere Beziehung. Aus dieser Zeit (35. Lebensjahr) stammen die ersten Angaben über gröbere Besonderheiten seiner sexuellen Entwicklung. Wenn man seinen Worten Glauben schenken darf, ist er in Spanien von Malern, mit denen er zusammenwohnte, „oft zu homosexuellen Sachen eingeladen“ worden. Er habe aber dazu nie besondere Neigung gehabt; dagegen habe er „mächtig reagiert“ auf Liebesspiele mit kleinen Mädchen im Alter von 11—13 Jahren. „In Spanien, da haben es die Maler mir beigebracht. Da haben die Frauen ihre Kinder selbst angeboten . . . Man kommt unwillkürlich darauf — erstmal das Neue, und dann sind dort die jungen Mädchen früher entwickelt und auch reizvoller.“

Nach seiner Rückkehr malte er wieder in Hamburg. Er schloß sich besonders eng an die Familie des Kaufmanns H. an, der ihm schon früher Aufträge erteilt und ihn während seiner Studienreise finanziell unterstützt hatte. Allmählich wurde er im Hause H. jedoch als lästig empfunden; er hatte eine tiefe, aber unerwiderte Neigung zur 17jährigen Luise H. gefaßt und hielt bei den Eltern um ihre Hand an, obwohl sie ihm nicht die geringste Veranlassung oder Aufmunterung zur Werbung gegeben hatte. Abgesehen von einem flüchtigen Kuß, den sie ihm bei einem Gesellschaftsspiel gegeben, weil sie die Spielregeln dazu nötigten, waren die beiderseitigen Beziehungen in keiner Weise über den Rahmen konventioneller Geselligkeit hinausgegangen. Trotzdem war er von Anfang an von ihrer Gegenliebe fest überzeugt, obgleich er sich niemals mit ihr darüber ausgesprochen hatte. Er war der Ansicht, daß sie ihm ihre ungeteilte Zuneigung nur aus mädchenhafter Scham und sittsamer Zurückhaltung nicht offen zu gestehen wage. Um so sicherer glaubte er sie aus Mienen, Blicken, Andeutungen und bildlichen Umschreibungen herauslesen zu können. Mit seinen 38 Jahren schien er den Eltern schon zu alt für das junge Mädchen, war ihnen überhaupt als Schwiegersohn nicht recht, wenn sie ihn auch als Künstler sehr schätzten, und wurde abgewiesen. Trotzdem wiederholte er seine Werbung unablässig, so daß die Familie sich schließlich genötigt sah, ihm das Haus zu verbieten.

Dessen ungeachtet benutzte er die nächste Gelegenheit zur Wiederannäherung: Als die Familie H. in einem Ostseebad Aufenthalt nahm, begab er sich in ein benachbartes Bad und stattete ihr von dort aus Besuche ab. „Als ich mich dann abermals erklärte, erhielt ich dieselbe Antwort, jedoch war die Abweisung dermaßen gravierend, daß ich beschloß, dem Hause überhaupt fern zu bleiben. Aus allen möglichen Andeutungen mußte ich aber entnehmen, daß man doch nicht beabsichtigte, daß ich dem Hause völlig fernbleiben sollte.“ Er war der Meinung, daß die

Abweisung nur eine Erschwerung seiner Werbung sein sollte, wie er sie in Spanien als Brauch kennengelernt hatte.

Im Bad lernte er auch einen Dr. phil. N. kennen. „Dieser Herr machte nun allerhand Andeutungen, die auf die Familie H. Bezug hatten; ich ersah daraus, daß er mit der Familie in Kontakt stand.“ N. habe nun „in gewisser vornehmer Weise“ erzieherisch auf ihn einzuwirken gesucht. Aus seinen Reden habe er vieles auf sich beziehen müssen; seine Eigenheiten und Fehler seien grell beleuchtet worden. Auch gesundheitlich habe N. ihn günstig zu beeinflussen gesucht, indem er ihn zu gymnastischen Übungen anhielt. — Eine Dame, die er später malte, schien ihm ebenfalls mit dem Hause H. in Verbindung zu stehen; „bestimmt kann ich das nicht sagen, ich entnahm dies aus Andeutungen“.

Bald nachher hielt er sich in Pommern auf. Hier habe er erkennen müssen, daß Herr H. einen großen Erziehungsapparat um ihn her aufgebaut habe; so seien ihm z. B. zur Warnung und zur Abschreckung sexuelle Entgleisungen vorgeführt worden. Während er bei seinem älteren Bruder in Ostpreußen weilte, habe Herr H. auch durch diesen auf ihn erzieherisch eingewirkt. Er freute sich zwar über eine so liebevolle Teilnahme an seiner menschlichen Entwicklung, empfand sie aber manchmal doch als drückend; um sich ihr zu entziehen, verließ er fluchtartig seinen Bruder, nahm seine Geige und wanderte aufs Geratewohl durch Ostpreußen. Bald merkte er aber, daß man überall hinter ihm her war. So fügte er sich in sein Schicksal und kehrte unterwegs beim jüngeren Bruder ein. Es kam ihm vor, als wenn auch dieser ihn für H. beobachte — die ganze Umgebung stand unter dessen Einfluß.

Nach Hamburg zurückgekehrt, empfand er die wohlwollenden Einwirkungen von Herrn H. noch deutlicher. Er lernte z. B. eine Dame kennen, aus deren Benehmen er ersah, daß er sie ihm zugeschickt habe. Ihm hatte er es auch zu verdanken, daß ein anderer Künstler ihn in seinem Atelier arbeiten ließ. Immer, wenn er etwas Erfreuliches erlebte, z. B. wenn er mehr Bilder als sonst verkaufen konnte, oder neue Aufträge erhielt, war jener „die treibende Kraft“. Manchmal seien die Erziehungsmaßnahmen, die H. durch andere Personen ihm zuteil werden ließ, auch sehr energisch gewesen; so habe ihm z. B. ein Bekannter, den er um Geld anging, eine Backpfeife gegeben, und der Maler, mit dem er sich in die Wohnung teilte, warf ihn hinaus, weil er Mädchen mitgebracht hatte. Während dieser ganzen Zeit habe er mit Luise H. in brieflicher Verbindung gestanden; die Dame habe ihm allerdings nie geantwortet, aber er habe aus der Umgebung „Deutungen“ empfangen, die ihn vergewisserten, daß seine Briefe angelangt seien und daß er auch weiter schreiben solle. An ihrer Liebe zu ihm zweifelte er nie. Er empfand es daher als qualvoll, von ihr abgesperrt zu sein und wiederholte seine Werbung bei Herrn H. „Wir verstanden uns aber nicht.“ Er erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß Luise bereits verheiratet sei. Er glaubte das nicht und hielt es für ein Ablenkungsmanöver. Es folgten noch mehrere weitere Aussprachen mit Herrn H., der ihm schließlich entschieden verbot, ihn und seine Tochter weiter zu belästigen. Er schrieb ihr dennoch weiterhin Liebesbriefe und versuchte H. noch einmal zu sprechen, wurde aber von dessen Bruder aus dem Kontor hinausgeworfen. Nun begab er sich mit Blumen in H.s Privatwohnung, um sie Luise zu überreichen. Er traf Frau H. unterwegs und sprach sie an, wurde aber abgewiesen mit der Bemerkung, er solle seine Blumen wo anders hinbringen. Dies habe er so verstanden, daß er sie der Tochter bringen solle; ein dumpfes Gefühl habe ihm das gesagt. Im Hause ließ man ihn aber nicht vor. Er kannte sich indessen mit den Räumlichkeiten aus und gab die Blumen zur Küche hinein. Durch die Glasscheibe an der Wohnungstüre sah er dann, wie Luise sie in die Hand nahm. Dann ging er in den gegenüberliegenden Park und beobachtete von dort aus des Haus weiter. Ein Schutzmann, dem er verdächtig vorkam, verhaftete ihn, ließ ihn aber nach kurzem Verhör wieder frei. Er ging darauf abermals ins Haus, und als er wieder schroff abgewiesen wurde, ersann er eine List; er ging als Geflügelhändler verkleidet vor die Wohnungstüre

und bot seine Ware an. Er wurde jedoch rechtzeitig erkannt und von einem herbeigerufenen Schutzmann zur Wache mitgenommen. Am nächsten Tag auf freien Fuß gesetzt, ging er trotz der polizeilichen Verwarnung wieder zu H., wurde aber von ihm so vor die Brust gestoßen, daß er längs auf den Steinboden hinfiel. In ruhigem, bittendem Ton suchte er sich mit ihm weiter auseinanderzusetzen. Als ein Schutzmann ihn festnahm und ihm eröffnete, er solle zur Beobachtung auf seinen Geisteszustand in eine Irrenanstalt gebracht werden, bezweifelte er das und rief aus: „Das ist unmöglich! Ich habe das Gefühl, daß Herr H. als väterlicher Freund für mich einsteht.“ Er hielt dies alles für eine große Prüfung, ob seine Liebe zu Luise auch standhaft sei.

Am 9. 6. 11 wurde er in die Staatskrankenanstalt Friedrichsberg aufgenommen. Die körperliche Untersuchung ergab, von den sehr lebhaften Sehnenreflexen abgesehen, nichts von Belang. Mit seinen Wahnvorstellungen hielt er zunächst zurück. Er schloß sich an einen anderen Kranken an, der ebenfalls infolge von Wahnvorstellungen andere Leute belästigt hatte. Im Verkehr mit den anderen Patienten und den Pflegern war er barsch und hochnäsiger. Dem Arzt gegenüber brachte er seine Wünsche in geschraubter, etwas schwülstiger und phrasenhafter Ausdrucksweise vor. Er wünschte Freiheit, da er in dieser Gesellschaft sein Talent nicht entfalten könne. Er fühle sich gesundet und innerlich ruhig genug, um den Kampf mit dem Leben wieder aufzunehmen. Er habe sich durchgerungen und werde in Zukunft niemand mehr belästigen, das Vergangene sei überwunden usw. Nach seinen Zukunftsplänen gefragt, entwickelte er diese in völlig vager Form; alles lief schließlich darauf hinaus, daß ihm seine wohlwollenden Freunde und Gönner weiter helfen würden.

Seine Stimmung war während der ersten Monate durchaus gehoben. Er benahm sich dem Arzt gegenüber sehr freundlich und versuchte ihn täglich in hochtrabenden Redewendungen davon zu überzeugen, daß er nun entlassen werden könne. Er trat sehr selbstsicher auf und beschäftigte sich viel mit großen Plänen, Voll Zuversicht schrieb er auch an Frau H. und bat sie um „einen Termin der Sühne, den Sie, liebe gnädige Frau, abhalten möchten, damit ich in Ihrer Familie in alle Rechte eingesetzt werde. . . . Ich habe Sammlung und Ruhe gefunden und den Mut, mich in die Welt zu wagen“. An Herrn H. schrieb er u. a.: „Dauernde Einkehr in mein Herz und Gewissen mit dem Bestreben, die Pflicht meines Daseins schlicht und recht zu erfüllen, hat mein ganzes Empfinden sicherer und gesunder gestaltet. . . . Aber die alte tiefe Veranlagung, das Leben immer schwer und alles darin tragisch zu nehmen, ließ mein Herz auch hier oft trotzig und verzagt für sich allein bis an die Grenze aller Möglichkeiten gehen, hat sich vollkommen einseitig auf ein Ziel geworfen, hat mit aller Sehnsucht und Hoffnung auf Fräulein Luise sich bis an die hell leuchtenden Berge des Glaubens und der Erfüllung hinbewegt“. Er bezeichnete als die „beiden höchsten Ziele meines Lebens: Einen Namen in der Kunstwelt und ein eigenes Heim“. Er hielt daran fest, daß Luise H. ihn unentwegt liebe; daß sie verheiratet sei, sage man ihm bloß, um ihn von weiteren Werbungen abzuhalten — das sei „direkt lächerlich“. Unablässig richtete er an sie schriftliche Herzensergüsse, obwohl er niemals eine Antwort erhielt. In einem Brief schilderte er ihr z. B. die trostlose Umgebung, in der er sich hier befinde; aber sobald er an sie denkt und ihr schreibt, „ist Frühling um mich her. Es ist hell und duftig, leicht und frisch und frei um mich. Jetzt kann kommen, was da will, ich habe bis zum Abend meine Freude, höre und sehe nichts. Dafür aber denke ich an Ihren schönen Wintergarten, und wie dort manchmal frische Blumen duften, und ich male wieder ihr Pastell. . . . Da kommt der Wärter her, die Wirklichkeit: Brüderchen, sprich was du willst, es ist wieder alles anders, auch hier im Krankensaal. Leicht, lieb und frei geht alles Wesen auch hier. . . . Jahre hat es gedauert und selbst dieses Aufenthaltes in Friedrichsberg hat es bedurft, ehe ich die Erkenntnis gewann, in welcher Weise

ich ehrlich fragen darf: Fräulein Luise, wollen Sie mein Leben und meine Kunst mit mir teilen?“ Er richtete an sie auch zahlreiche Gedichte, z. B. das folgende:

„Helle Sommerwinde wehen durch die grüne Blätterpracht,
Mondbestrahlte Flächen weben lieblich leuchtend sich die Nacht;
Tag um Tag die Flieger steigen hoch hinauf in blaue Weiten —
Deine Seele, ach Geliebte, fühl ich in Unendlichkeiten! —
Wenn wehe Qual mit tiefem Lieben ringt,
Fühl ich in meiner Brust nur bangen Schmerz
Und muß dich beinah' hassen.
Wie kann an Lieb' auch, ohne daß es springt,
Ein einz'ges armes kleines Menschenherz
Unendlichkeiten fassen?“

Vorübergehend verdunkelte sich seine Stimmung, er saß untätig herum, gab gereizte Antworten, stierte mit finsterem Blick vor sich hin. In die Briefe an Luise kam ein anderer Ton: „Aus tiefer Not rufe ich Sie, kommen Sie mit Ihrem Herrn Vater mich herauszuholen, aus Trübsal und Elend mich loszureißen —“. Er aß fast nichts und konnte nachts nicht schlafen. Ganz flüchtig tauchte der Gedanke auf, daß man ihm wohl etwas Schädliches ins Essen tue, wovon er „nervöses Herzklopfen“ bekomme. In passiv-gedrückter Stimmung, während der er auch keine Entlassungswünsche mehr äußerte, ergab er sich schließlich auch darein und äußerte: „Ich weiß nun, was Sie mit dem Essen bezwecken. Ich bin damit einverstanden. Sie wollen mich in einer ganz bestimmten Richtung ernähren, um mich sozusagen zu erziehen“; er sehe „in der Behandlung der Ärzte die Motive der Familie H.“. Dann glaubte er aber eine Lues zu haben und wollte nur Flüssiges zu sich nehmen, da er von einem Bekannten gehört habe, daß man diese Krankheit durch eine „Hunger- und Schrothkur“ ausheilen könne. Mehrere Tage verweigerte er jede Nahrungsaufnahme, um zu „beweisen, daß man auch so leben kann“ und „um geistig frisch zu bleiben“. Ein anderes Mal lehnte er die Nahrung eine ganze Woche lang ohne Angabe von Gründen ab, erklärte dies Verhalten aber später in einem Briefe an Frau H.: „Mein Geist ist es, der den Körper baut, sein Dasein und seine Tat habe ich nie so deutlich empfunden als im Zustand des leeren Magens, langer Nachtruhe und in vorübergehendem Wachliegen, eine Art reinster Gedanken- und Gefühlsarbeit . . . In solchen Zuständen allein treffe ich Lebenstiefen, eigene und fremde an, deren Ausbau und Ausdruck die Arbeit meines Lebens werden wird. Mit der eigenen Form meines Körpers will und muß ich beginnen. Sie besitzt eine seelische Energie, die, ich darf es sagen, ihresgleichen sucht“.

Wenige Wochen später war seine Stimmung erst abwechselnd hoffnungsvoll und gedrückt, blieb dann aber gehoben. Er las Romane von Frenssen und erging sich in begeisterten Ergüssen über deren „wunderbare Architektur“, zeichnete wieder und schrieb endlose Briefe an die Familie H., in denen er große Zukunfts- und Weltanschauungsprogramme entwarf. Sie erschienen zum Teil sehr widersprechend; einerseits schrieb er: „Mein Schaffen muß ein religiöses werden. Der Geist, der die Form baut, muß im Geiste des Welterschöpfers auf die Gesetze sehen und hören, die das tiefste Ausschöpfen jeder Schaffensstunde bedingen. Diese Stunden liegen sorgsam in der Zeit gebettet, meine nächtlich wache, ahnende Seele verlangt für sie die passende Umgebung. Eine Frau muß es sein . . . Ein stilles kleines Haus muß es sein. Die Welt darf nirgend herein . . . Am meisten haben mir sexuelle Entgleisungen zugesetzt, deren Regulator die unbedingte Einsamkeit gewesen ist . . . Ich hab in meinem Leben davon gehört, daß ein Ehepaar, die stillsten glücklichsten Menschen, auf ihrem Totenbette bekannten, sie hätten niemals geschlechtlich verkehrt. Da kam in meine Seele eine Sehnsucht, tief wie der Tod und still und rein“ usw. Dagegen entrollte er in einem anderen Schreiben den Plan zu einer „Sexualpsychologie für freie und gebildete Menschen der Zukunft“.

in der die Geschlechter in „tierisch-paradiesischer Unschuld zusammenleben“ sollen.

Am 17. 5. 1912 wurde er gegen ärztlichen Rat entlassen. Einen Tag nachher versuchte er wieder bei H. in die Wohnung zu dringen, so daß die Polizei eingreifen mußte. Daraufhin hielt er sich längere Zeit etwas mehr zurück und scheint sich mit gutem Erfolg seiner Malerei gewidmet zu haben. Flehentliche Briefe schrieb er zwar noch weiter, ging über diese schriftlichen Werbungen aber nicht hinaus. Seinen früheren Mut brachte er jetzt nicht mehr auf; es war ihm deutlich bewußt, daß sein Irrenhausaufenthalt im Urteil der Gesellschaft einen „moralischen Knacks“ bedeutete. Er befürchtete auch eine neuerliche Anstaltsunterbringung.

1915—1918 war er als Artillerist an der Westfront. Er soll im Dienste tüchtig gewesen sein, war aber kein begeisterter Soldat, schon weil der Krieg seiner pazifistischen Einstellung zuwiderlief. Infolge seiner Empfindlichkeit fühlte er sich auch sehr oft von seinen Vorgesetzten in seiner Ehre verletzt, so daß „Konflikte an der Tagesordnung“ waren. Er wurde wegen eines leichten Herzfehlers als 10% erwerbsbeschädigt entlassen. Abgesehen von seiner Verletzlichkeit, die nicht als krankhaft aufgefaßt wurde, fiel er während des Krieges in keiner Weise auf.

Nach dem Kriege kehrte er nach Hamburg zurück. Die Familie H. scheint er, von fortgesetzten Briefen abgesehen, nicht wieder in erheblicher Weise belästigt zu haben.

1919 hatte er keine Aufträge mehr und geriet in Not. Ersparnisse hatte er nie zurückgelegt; er lebte immer sorglos in den Tag hinein und infolge seiner großen Anpassungsfähigkeit und Bedürfnislosigkeit sah er sein wirtschaftliches Auskommen auch nie in Frage gestellt. Vorübergehend bezog er eine kleine Unterstützungssumme; es widerstrebte aber seinem Stolz, auf diese Weise sein Leben zu fristen, und er ließ sich, um irgendein Unterkommen zu finden, im Baltikum in die „Eiserne Division“ aufnehmen. Er hatte dort als Feldgendarm Straßen zu bewachen.

Nach seiner Rückkehr wurde er dadurch auffällig, daß er in einem Wartesaal des Hamburger Hauptbahnhofes junge Mädchen ansprach und ihnen sexuelle Anträge machte. Einem vom Kellner herbeigeholten Schutzmann, der ihn verhaften wollte, entwand er sich geistesgegenwärtig mit den Worten: „Sie sind wohl verrückt, ich bin ja selbst Polizei!“ Über sein damaliges Treiben erzählte er einige Jahre später einem Mitpatienten, daß er öfters einsame Plätze aufsuchte, wo er ungestört an kleine Mädchen, möglichst an mehrere zugleich, herankommen konnte und sie in der Gewalt hatte. Er entblößte dann plötzlich sein erigiertes Membrum und weidete sich an ihrem Schrecken und ihrer Verblüffung, sie seien wie hypnotisiert gewesen. „Es gewährte mir stets ein großes Entzücken zu sehen, wie sie erst stutzten, dann aber zwischen Scham und Neugierde kämpfend immer näher kamen und zuletzt ganz lustig wurden“. Er nötigte sie dazu, sein Glied anzufassen und dann ihren Anus von ihm betasten und küssen zu lassen. Er schilderte in süßlich-überschwänglicher Weise die Gefühle, die er dabei empfand; er verglich jenen Körperteil mit einer „himmlischen Blume“, deren Geruch ihm „Balsam“ sei, „eine Vergötterung des Ganzen“. Durch Drohungen und Einschüchterungen hielt er die Kinder in seiner Gewalt. Am Vorortsbahnsteig erwartete er die gruppenweise heimfahrenden Schulmädchen, stieg dann in dasselbe Abteil ein und entblößte sich, sobald der Zug anfuhr. Er freute sich vor allem an der furchtbaren Angst und Verwirrung, in die er die Kinder dadurch versetzte.

1921 wurde er in Untersuchungshaft genommen: Er hatte mehreren jungen Mädchen sein Genitale gezeigt und sie unter Anbietung von Geld und Bonbons zu geschlechtlichen Handlungen zu überreden gesucht. Ein 12jähriges Mädchen hatte er in sein Zimmer gelockt und vergewaltigt. Kratzspuren, blaue Flecken und ein blutunterlaufenes Auge zeugten von der rohen Mißhandlung, die vorher stattgefunden hatte. Er hatte dem Kind nachher eine Tafel Schokolade gegeben und ihm eingeschärft, den Eltern nichts zu verraten. Bei seiner Verhaftung gab er

wirre Antworten. Dem Physikus sagte er, er wisse nichts von den ihm zur Last gelegten Handlungen — das sei alles nur ein Racheakt einer bestimmten Familie; man wolle ihn als Maler nicht hochkommen lassen, man neide ihm die großen Erfolge, die er als Künstler bei den Hamburger Damen habe. Er habe Angstgefühle, als ob sein Hirn auseinanderlaufe; auch werde er verfolgt. Bei der gerichtlichen Vernehmung gab er an, er müsse sich als Kunstmaler berufshalber mit Kindern beschäftigen. — Später meinte er, der Vater des Mädchens habe dies förmlich auf ihn abgeschickt, um ihm eine Falle zu stellen, er sei ein Opfer des Vaters und seiner Tochter. Er behauptete, er habe sich damals in einem Zustand völliger Verzweiflung befunden und lebe in der Furcht, seinen Verstand zu verlieren. „Ich habe dann auch die letzten Tage vor meiner strafbaren Handlung oftmals Traum und Wirklichkeit nicht recht unterschieden.“ Am 17. 5. 21 wurde er der Staatskrankenanstalt Langenhorn überwiesen. Er befindet sich seitdem ohne Unterbrechung in einem der geschlossenen Häuser.

Sein Verhalten ist von Anfang an ruhig und geordnet. Er vertreibt sich die Zeit mit Zeichnen, Malen und „Schriftstellern“, d. h. er schreibt phantastisches Phrasengeklänge über die Zukunft Deutschlands, die Zukunft der Kunst usw. Es wimmelt darin von geschraubten Redensarten: „Ich stand am Welt- und Werdequell und suchte den Geist einer neuen deutschen Zeugung. Da sah ich am Kreuzweg der Geschlechter das Weib“ usw. Er dichtet außerdem über „Mitternacht und Sternspracht“, über die „lichtdurchwirkte Himmelsdecke“, und eines seiner Gedichte beginnt mit den Versen: „Wenn Dich des Weltalls Tiefen überschleichen, / Treibt Deine Sehnsucht voll und rein auf große Fahrt, / Da spürest Du ein Rauschen wie von deutschen Eichen, / Und frei von Raum und Zeit erkennst Du Deine Art“ usw. Vereinzelt kommen auch synästhetische Wendungen vor. Er hält sich auf diese Erzeugnisse sehr viel zugute und glaubt damit viel Geld verdienen zu können. Bei den Unterhaltungen mit dem Arzt fällt seine selbstgefällige Art auf. Für alles Vorgefallene hat er eine Erklärung und Rechtfertigung. Er habe bloß Modelle gesucht, er sei Spezialist für Kinderportraits. Alles sei bloß Mache einer bestimmten Familie, die ihm feind sei, weil er der Tochter einen Heiratsantrag gemacht habe, wobei sich Mißverständnisse ergeben hätten; deshalb sei er schon mal nach Friedrichsberg gebracht worden. Man habe es ihm damals verübelt, daß er als Geflügelhändler verkleidet ins Haus eingedrungen sei; das sei aber bloß Scherz gewesen, auch Goethe habe sich doch verkleidet — das müsse man der Kunst zugute halten; der Künstler habe eben eine andere Phantasie als ein Kaufmann. — Daß er an diese Erklärung selbst nicht glaubt, beweisen die auch jetzt noch in derselben Weise an die Familie H. geschriebenen Briefe. Im Zusammenhang mit seinen politischen Gedanken hat er sich auch bald eine andere Begründung für seine Anstaltsunterbringung zurechtgelegt: „Im Grunde genommen bin ich nicht wegen sittlicher Verfehlungen hier, wie es in meinen Akten heißt, sondern es sind sehr feine politische Motive, deren Entstehung ich erst verfolgen kann, wenn ich wieder frei bin“.

Während er sich zum Arzte zwar freundlich, aber immerhin zurückhaltend verhält, ist er einigen auserwählten Mitpatienten gegenüber sehr viel zugänglicher und mittheilsamer, wobei er den Pflegern, die seine vertrauten Gespräche oft mitanhörten, kaum zu mißtrauen scheint. Unter anderem äußert er, daß ihn der Geschlechtstrieb manchmal so heftig überkomme, daß er gar nicht mehr arbeiten könne, besonders im Frühjahr und Herbst. Einem Mitpatienten erwidert er auf dessen Erzählung von einem Bekannten, der seit seinem 17. Jahre mit der Mutter geschlechtlich verkehrt habe und darüber mit sich selbst völlig zerfallen sei: „Ich würde darüber nicht in Zwiespalt mit mir geraten; ich kann mir im Gegenteil nichts Herrlicheres denken als ein Erleben sexueller Empfindung wie in dem von dir geschilderten Falle, vielleicht noch in Verbindung mit einer anwesenden Nichte“. Einem anderen Kranken, den er als Landsmann in sein besonderes Vertrauen zieht, erzählt er renommierend, wie er und seine wohlhabenden Freunde sich an Kindern

sadistisch zu befriedigen pflegen, wobei er stark phantastisch aufbauscht. Erst habe man seine „prickelnde Freude“ an den nackten Körpern, dann würden diese abgeleckt — „die Einzelheiten hier wiederzugeben, verbietet mir das Anstandsgefühl“, sagt jener Patient M. in seinem schriftlichen Bericht, „es sei nur kurz bemerkt, daß man die Kinder erst von vorne auf das schamloseste gebraucht, daß diese Wüstlinge ihre besonders tiefe Lust daran haben, wenn die armen Geschöpfe dabei schwer verletzt werden und Blutungen eintreten; gerade an dem Blutausch finden sie ihre größte Befriedigung . . . Dann werden die armen Geschöpfe von hinten vorgenommen. Es werden dann besonders im After der Kinder die schmutzigsten Dinge angestellt — Sachen, die eine Feder nicht wiedergeben kann. Ist das arme Geschöpf auf diese Weise schon dreiviertel zu Tode gemartert —, jetzt tun diese Wüstlinge ihren letzten Rausch daran befriedigen, indem sie die kleinen Geschöpfe auf das schändlichste ermorden, zersägen, regen sich dann noch bei dieser schmutzigen Arbeit an den einzelnen Körperteilen auf, die sie zersägen. Stratzky sagte mir, es werden zuerst Mädchen genommen, dann aber auch mit Vorliebe Knaben . . . Auf meine Frage, ob ihm beim Verschwindenlassen solcher Kinder nicht irgendwelche menschlichen Bedenken kämen: „Du Schafskopf, so denkt keiner von uns; es laufen so viele Waisenkinder herum, die doch kein Dasein haben! . . . Sag mal, Landsmann, wenn du einen tiefen Schmerz hast, und der wird dir gelöst — hast du da nicht ein tiefes Empfinden? Genau so ist es mit der tiefen Lust, die ist gerade so heilig wie der tiefe Schmerz“. — In Briefen an Frau H. bezeichnete er sich als einen an den Felsen geschmiedeten Prometheus. Andererseits sei er aber auch der „unendlicher Schönheit entstehende Ganymed“. Er bittet sie, sich für seine Freilassung zu verwenden, „denn ich fühle, daß ich jetzt erst recht im Bildnis noch Großes leisten werde und daß das Recht . . . im Grunde auf meiner Seite ist“.

1922. Der Patient, der bisher in recht gehobener Stimmung war, ist nun einige Wochen lang verstimmt und gereizt, er drängt völlig uneinsichtig auf Entlassung, er werde zu Unrecht hier festgehalten. Einmal äußert er auch flüchtige Beeinträchtigungsideen: Es werde ihm von den Pflegern irgendein Geheimmittel ins Essen getan, von dem er nachts Pollutionen bekomme.

Einige Monate später beklagt sich ein Patient F., Stratzky habe ihm unsittliche Anträge gemacht; im gemeinsamen Schlafraum zeige er sich ihm gern schamlos im Zustande geschlechtlicher Erregung und bitte ihn dann, zu ihm ins Bett zu kommen. Auch verlange er von F., daß er sich von ihm massieren lasse.

Bald darauf zeigt ein Patient P. dem Arzt an, Stratzky habe ihn für den Plan eines sadistischen Freudenhauses in der Heide zu gewinnen versucht. Das äußerlich unauffällige und primitive Haus soll innen luxuriös eingerichtet werden; es soll auch ein zellenartig angelegtes, schalldämpfend abgedecktes Kellergelaß bekommen zur gelegentlichen Unterbringung von jungen Mädchen. Als P. ihn fragte, wo das denn hinausführe, erklärte er ihm, er sei Sadist; gewöhnlicher Geschlechtsverkehr sei etwas für Arbeiter und Kutscher, aber nichts für bessere Menschen. Der Sadist, besonders wenn er Künstler ist, empfinde eine große Wollust, wenn er jugendliche Mädchen im Alter von 6—14 Jahren gewalttätig geschlechtlich gebrauche, sie dann auspeitsche und schließlich abschlachte. Er rechne mit seiner baldigen Entlassung, und dann solle dieser Plan in die Hand genommen werden. Er werde sich zum Scheine im Dachgeschoß ein Atelier einrichten und sich auch etwas künstlerisch betätigen, aber in der Hauptsache habe er die Absicht, dort dem Sadismus zu huldigen und auch reiche Herren der Lebewelt heranzuziehen, welche diese Orgien finanzieren. Beim technischen Ausbau des Hauses habe er auch an die Anlage eines Verbrennungsofens für die Leichenteile gedacht. Als P. ihm wegen solcher Absichten Vorwürfe machte, rechtfertigte sich Stratzky: Sein Schwiegervater, der Kaufmann H. sei auch sadistisch veranlagt und habe ihn eigentlich erst in diese Richtung hineingebracht und nach Spanien geschickt, damit er

Gelegenheit habe, die Sache in der Praxis gründlich kennen zu lernen. Nun könne er sich für nichts anderes mehr interessieren; auch als Künstler könne er nur dann etwas leisten, wenn er eine solche Anregung finde. Es gebe nichts Schöneres und Erhabeneres für einen Künstler, als solch ein kindliches Opfer langsam hinzumartern. Als er sieht, daß P. für den Plan nicht zu haben ist, gebietet er ihm strengste Verschwiegenheit.

Er entwirft mit Aquarellfarben ein Bild, das er mit besonderem Stolz allen anderen Patienten zeigt, obwohl es technisch mangelhaft ist; Es stellt einen bis an die Knie im Flußwasser stehenden Mann dar, der mit einem in Knie-Ellenbogenlage am Ufer kauern den Mädchen a tergo den Coitus ausführt. Sein Membrum ist — wie auf Bildwerken von Primitiven — übertrieben groß gezeichnet. In geringer Entfernung stehen zwei Schulmädchen, die dem Akt interessiert zusehen und sich etwas zuflüstern. Vom Arzte wegen dieses Bildes zur Rede gestellt, erwidert er: „Wieso? Ich finde, es ist absolut ein Kunstwerk . . . das Gegenständliche ist doch dabei Nebensache“. Auch *Kaulbach* und *Klinger* hätten Ähnliches geschaffen. Ein Patient habe Zoten erzählt, „und derartig deutlich und saftig, daß ich mich nachdem befreien mußte, und da hab ich das Bild gemalt“. — Einige Zeit später findet sich bei ihm eine Zeichnung, die ein mit entblößtem Gesäß auf dem Nachtgeschirr sitzendes Mädchen darstellt. Er rechtfertigt sich wiederum: „Ich habe das absolut mit Bewußtsein als Maler gemacht. Die Motive sind mir doch frei“. Auf Vorhalt, daß alles seine Grenzen habe, wendet er ein: „Motive haben keine Grenzen“.

1923. Die Unternehmungslust und der Tätigkeitsdrang des Patienten, der seit einigen Monaten zunehmend lebhafter wird, steigern sich immer mehr. Von seiten seiner Umgebung mehren sich die Klagen über seine Aggressivität. Er wird von einem Patienten G. beschuldigt, daß er versucht habe, ihn abends nach Einschluß ins Zweibettzimmer zu „päderastieren“. G. habe sich gewehrt und mit Hilferuf gedroht, da habe Stratzky von ihm abgelassen. Mit anderen Patienten verwickelt er sich in erregte politische Aussprachen, die er des öfteren mit einer Prügelei beendet.

Auf seine Bitten hat er eine Staffelei, Ölfarben usw. erhalten. Mit ungeheurem Eifer und ganzer Hingabe arbeitet er an einigen Bildnissen und Landschaften. Von seinen Leistungen, die jetzt tatsächlich beachtenswert sind, ist er selbst aufs freudigste überrascht. Er äußert, er hadere nicht mehr mit dem Schicksal, er sei nunmehr geneigt, eine wohlthätige Schicksalsfügung darin zu erblicken, daß dieses „Exil“ dazu bestimmt gewesen sei, ihm eine „Neugeburt“ seiner Kunst zu bringen; er trete jetzt verjüngt und mit neuer schöpferischer Kraft an seine Arbeit heran. In seinem Benehmen ist er jedoch „nervös“, reizbar und heftig, er stellt Ansprüche an die Pfleger, die nicht erfüllbar sind und fühlt sich bei Ablehnung derselben tief gekränkt. Auf seinen dringenden Wunsch ist ihm, damit er nicht wegen jeder Miktion sein Arbeitszimmer verlassen muß, ein Nachtgeschirr hineingestellt worden; er entleert jedoch auch seinen Stuhlgang darein und läßt ihn neben sich stehen. Auf das Unzulässige seines Verhaltens in schonendster Weise aufmerksam gemacht, braust er auf: „Das können Sie nicht verstehen! Ich gehe zur Zeit so gänzlich in meiner Kunst auf, daß mich kleinste Ärgernisse, wie z. B. vergebliches Rütteln an den von innen versperrten Klosettüren, ganz aus der Fassung bringen können. Deshalb muß ich solchen Möglichkeiten im Interesse meiner Kunst aus dem Wege gehen“ usw.

Für anerkennende Worte über seine Bilder ist er sehr dankbar, kann aber eigentliche Kritik in keiner Weise vertragen. Stilistisch sind seine Bilder durch die etwa an holländische Landschaften erinnernde Gedämpftheit der Farben und eine sehr detaillierte, fast pedantisch anmutende Malweise gekennzeichnet, die sich manchmal der Schraffierung von Federzeichnungen, manchmal der pointillistischen Manier nähert; malt er z. B. eine Wiese, so strichelt er im Vordergrund Halm neben Halm, und das Laub der Bäume setzt er mühsam aus einzelnen kleinen

Farbentupfen zusammen. Die zeichnerische Durchführung seiner Gemälde steht hinter der Farbgebung meist zurück; es unterlaufen ihm nicht selten merkliche Fehler in den Proportionen und der Perspektive. Räumliche Wirkung und Plastizität gehören nicht zu den Vorzügen seiner Bilder. Zuweilen wiederholen sich etwas steif und stereotyp gewisse Gestaltungen (z. B. Baumformen).

1924. Farben und Staffelei werden ihm entzogen, weil er sich wieder mit der Anfertigung unsittlicher Bilder von kleinen Mädchen beschäftigt; auch hat er seinen Kot in Zeitungspapier entleert und im Zimmer liegen lassen.

Sein Zimmergenosse B. beschuldigt ihn, daß er ihm geschlechtlich nachstelle. Wenn er z. B. uriniere, springe Stratzky schnell aus dem Bett und sehe ihm zu; dabei sage er, B. mache es gerade so wie ein junges Mädchen, auch seine Beine seien ganz so wie bei einem Mädchen. Stratzky habe B. erzählt, er könne keine Weiber mehr lieben, sondern nur noch junge Männer, und ihn gefragt, ob er nicht auch so veranlagt sei, wobei er ihm ans Gesäß gegriffen habe. Am selben Tage schreibt er dem Direktor einen Brief, in dem er ihn um Fürsprache bei der Familie H. bittet. Auch wünscht er von ihm, daß er seine „vollendete Idee der neuen deutschen Einheit“ in der Öffentlichkeit verbreite, damit man sehe, „daß meine Vorgeschichte in Langenhorn als allerhöchster und allerschwerster geistiger Kampf um eine Völkeridee aufzufassen ist“.

Gegen Ende des Jahres (3. 11.) wird seine Stimmung gedrückt, und er bleibt auf eigenen Wunsch im Bett liegen. Nach einigen Tagen nimmt seine Verstimmung gereizte Form an und er schreibt Drohbriefe an den Direktor: „Ich trage im Herzen einen Groll gegen Sie, weil ich eine Reihe Bilder gemalt, — und nun lassen Sie mich doch achtlos liegen und denken nicht an mich und meine Zukunft . . . Gerade bei mir, der ich die Kernidee des Weltfriedens in ganz neuer Lebensform und Funktion in der geistigen Phylogenese der Völker aufgezeichnet habe, sind humanitäre Rücksichten am Platze . . . Machen Sie sich und mir und meinen Angehörigen nicht jene Schwierigkeiten, die doch einmal dahin kommen, wo der Groll sich Luft machen muß!“

Kurz darauf reicht der Patient L. bei der Direktion eine schriftliche Anzeige ein: Stratzky habe ihn als Mitarbeiter für die Errichtung eines sadistischen Freudenhauses in der Heide zu gewinnen versucht. Er entwirft ihm denselben Plan, über den bereits zwei andere Patienten berichtet haben. Er belehrt ihn unter anderem folgendermaßen: „Sieh mal, mein lieber Freund, du weißt noch gar nicht, was das bedeutet, ein Bluttausch, auch das alltägliche Volk weiß das gar nicht; die leben alle so stupide dahin und kennen nur ihr Weib und Arbeiten und nochmals Arbeiten. Wenn du erst einmal das Höchste empfunden hast, was Reiz und Genuß heißt, dann verlangst du auch immer wieder darnach . . . Für mich ist der höchste Genuß, wenn ich das junge Weib oder Mädchen ganz für mich in der Einsamkeit habe, dann bete ich sie an, . . . lege mich unter ihre Röcke und kann so unendlich lange das alles beschauen, alles nur mit Künstleraugen, Überirdisches, Anbetungsvolles, ich gehe ganz in dem Weibe auf, meine Geilheit bemeistere ich, und somit steigert sich meine Verbildlichung des Ganzen. Du glaubst gar nicht, wenn man sich da ganz aufgehen läßt in diesem wollüstigen Gefühl, und von Zeit zu Zeit möchte ich aufschreien; und wenn ich dann Stunde um Stunde diesen peitschenden Genuß gehabt habe, dann erst packt mich die süße, sterbliche Wollust, dem Mädels oder Weib den Bauch aufzuschlitzen, und dann gehe ich mit meinem ganzen Kopf und Händen ins Eingeweide, und da drin verliert sich erst meine Wollust — dies mein Lieber, ist mein höchster Genuß, das nennt man Lieben und Leben und Genießen“. Der anzeigende Patient, — der sich übrigens ebenso wie seine Vorgänger auch sonst als glaubwürdig erwiesen hat — berichtet anschaulich über den persönlichen Eindruck, den Stratzky während dieses Schwelgens in sadistischen Phantasien machte: „Sein Gesicht war ein ganz anderes während dieser Erzählung, ganz entstellt, verzerrt, weiß und eigentümliche Augen, und von Zeit zu Zeit beschmierte er seine

Finger heimlich mit Kot und roch daran. . . In solch einer Ekstase und sinnlichen Wollust war er an dem Abend . . . Sein ganzes Denken und Trachten ist nur die Freiheit, um solch einen Rausch wieder erleben zu können — er sagt ja selbst, mit dem Alter bekäme er immer mehr Verlangen darnach und sein kurzes Leben wolle er im Rausch verbringen“.

Während dieser Tage schreibt er einem Bekannten einen schwülstigen Brief, in dem er ihm unter anderem mitteilt, „daß ich schon seit Jahr und Tag mit meiner ganzen Seele dem deutsch-religiösen Einheitsgedanken mich durch unsere Kirche Christi so innig hingegeben habe, daß es mir nunmehr gelungen ist, dem Wesen der ganzen Bibel im Grundriß ihrer Entstehung einen neuen psychologischen Urquell zu graben“. Er schließt den Brief mit einem langatmigen Gedicht „Deutsche Weihnacht“.

Abermals beklagt sich sein Zimmergenosse L. über ihn (28. 11.): „Stratzky tobte wieder umher und war überhaupt völlig ausgelassen auf sexuellem Wege und setzte sich auch hin und malte lauter nackte Mädels . . . Nachts — um 3 Uhr kann es gewesen sein — da wache ich auf, da liegt er ganz nackt da und onaniert. Ich kam mit ihm in ein Gespräch, und da sagte er: „Was meinst du wohl, wenn ich ein kleines Mädchen hätte und das zerfleischen könnte, oder noch lieber, wenn ich dem Mädel das Ding heraus schneiden und den ganzen Rummel braten könnte!“

Im Umgang mit den anderen Kranken ist er mißmutig, mürrisch und reizbar, verwickelt sich oft wegen nichtiger Anlässe in Schlägereien. Auf Papierfetzen, die beim Aufräumen seines Zimmers gefunden werden, schreibt er allerlei Bemerkungen unklaren Inhaltes, z. B.: „Ihr braucht mit meinem besten Empfinden nun nicht gerade Fangball zu spielen, denn nichts führt so zur Verbitterung wie das“. „Du (= Luise?) machst mir ja alles derartig schwer, daß es für mich keinen Sinn und keinen Zweck mehr hat.“ „Später werde ich Euch was husten.“ „Du bildest mich niemals aus für Euch! Du nicht! So etwas teuflisch Verschlagenes ist nicht mehr fähig dazu. Affe!“ Nach dem Sinn dieser Zettel gefragt, gebraucht er die Ausrede, das seien Notizen für einen Roman. „Ja, der wird gut. Man muß nicht in die geheimsten Falten des Menschenherzens eindringen. Ich habe allerhand Kämpfe, die beziehen sich darauf. Ich will das natürlich los werden und dann habe ich es bei Gelegenheit niedergeschrieben.“

1925. Die gereizte Stimmung hält zunächst noch an. Wegen Unbotmäßigkeit und Streit wird er öfters zu Bett gelegt. Bald nimmt er seine frühere Vielschreiberei wieder auf. Seine Briefe und Notizen beziehen sich vorwiegend auf sexuelle Angelegenheiten. Seinem Bruder teilt er mit: „Mein Spezialstudium des Sexualproblems und der Sexualpsyche hat auf diesem Gebiet eine Kultur entdeckt, deren Andacht als Lebenskunst bis in die Höhen der Religion hinaufreicht“. Auf Klosettpapier schreibt er an Frau H. — die er von nun an plötzlich mit „Du“ anredet — einen „Schriftlichen Erguß“, wie er es selbst nennt. Es heißt darin unter anderem: „Aber was habe ich vom Weib und was vom Tier, wenn ich gar keine Lust, Vergnügen dabei empfinden soll. Immer nur Schmerz, Verdruß“. Er sendet ihr auch Gedichte, die er unter dem Titel „Deutschlands hohes Lied“ zusammenstellt. Im Begleitschreiben preist er sie mit stolzen Worten an: „Du wirst dort Zusammenhänge finden, vor welchen der denkende Mensch nur mit hoher Andacht und tiefer Rührung steht und nichts mehr zu sagen hat, als daß er mit Ehrfurcht des Lebens Labyrinth erkennen lernt und die reinste Träne jenes letzten und weltbezwingenden Humors im Auge fühlt, die wir als Erlösung empfinden, wenn unsere Gedankenkunst am Ende ist“. Diese Gedichte seien zugleich „ein ganz neuer Spiegel der Ethik“.

Unter seinen Zetteln findet sich unter anderem einer mit folgender Notiz: „Es ist ja lächerlich, selbstverständlich reizen mich auch Buben und junge Leute sehr, sehr —; wenn Frauen oder M. (? gemeint ist wohl Frau H.) zusieht, würde ich schon Stimmung damit erzeugen“.

Vom Tagesraum beobachtet er eine im gegenüberliegenden Hause am Fenster beschäftigte Pflegerin, stiert eine Zeitlang hin und beginnt dann unbekümmert um die Gegenwart der anderen Patienten zu masturbieren.

Dem Arzt gegenüber äußert er auf Befragen, er stehe mit der Familie H. dauernd in telepathischer Verbindung; das sei doch „ganz natürlich“. Übrigens seien das Herzensangelegenheiten, über die er nicht sprechen wolle: „Ich bin in puncto Eros empfindlich“. An bestimmten Tagen bekomme er durch Zeitungsnotizen Nachricht von der Familie H. „Unterm Strich z. B., wenn ich ein Gedicht behandle, bekomme ich die Antwort drauf.“ Auf die Frage, ob er sich da nicht irre: „Nein, dazu ist die Sache zu intim und Schlag auf Schlag“. Über die Art, wie die Übermittlung solcher Antworten erfolge, will er sich nicht recht aussprechen: „Das sind mir Werte, die ich nicht angetastet sehen möchte“. Auch auf weitere Fragen antwortet er nur ausweichend: „Die Zeitung kann so groß sein wie sie will, manchmal steht es im Anzeigenteil; dazu ist es zu vielseitig, als daß ich die Methode angeben kann“. Endlich läßt er sich darauf ein, ein indifferentes Beispiel anzugeben: er habe einmal nachgedacht, ob er bei seinem Malerberuf bleiben oder ihn aufgeben solle; „da kommt am nächsten Tag eine Annonce, da empfiehlt einer eine Malstube; das ist z. B. schon so etwas“.

Seiner Schwester schreibt er, er sei „im Grunde auch von der Familie H. aus hier“. Diese habe ihn nicht verlassen, „sondern im Geheimen weitergesorgt, daß ich heute eine klare, zielsichere Richtung im Dichten und Denken und Malen, im Empfinden und seiner tieferen religiösen Logik wieder mein eigen nenne. Ja, es gibt im Leben Zusammenhänge, deren kausale Natur wir auch nicht im entferntesten ahnen“. Seine zuweilen zwiespältige Einstellung zu dem vermeintlichen Einfluß dieser Familie auf sein Schicksal kommt in einem Brief an seinen Bruder zum Ausdruck: „Ob meine Ohren wirklich jahrelang falsch hören und meines Herzens Sehnsucht hier wirklich jahrelang betrogen sein sollte durch eine Fernbehandlung im Geheimen, wie ich sie hier täglich empfangen? Leider ist die Fernbehandlung so geheim, und oft zweideutig, daß sie wie eine Zwickmühle erscheint und von dem aus, der sie leitet, auch nur als eine Unterhaltung gespielt wird — aber dann wieder zeigt sie sich in so lieber, ernster Form“.

Wie sich herausstellt, hat er mit dem schwachsinnigen Patienten W., mit dem er sein Zimmer teilte, seit einiger Zeit homosexuell verkehrt.

1926. Er schreibt weiter andauernd Briefe und Gedichte an Luise H., deren Schwester, die er als „liebe Schwägerin“, und ihren Vater, den er als „väterlichen Freund“ anredet. Seiner eigenen Schwester teilt er mit, daß die Familie H. ihm durch den Direktor der Anstalt eine „Fernbehandlung“ angedeihen lasse.

Vorübergehend ist er wieder gereizt und nörglerisch. Wegen eines Empyems der Oberkieferhöhle geröntgt, beschwert er sich nachher, die Röntgenuntersuchung sei nicht von einem Arzt, sondern von „einem Menschen, der nicht viel davon versteht“, unsachgemäß ausgeführt worden; er könne das sehr wohl beurteilen, denn er habe früher viel mit Ärzten verkehrt. Er drängt auf Entlassung. Er habe sich jetzt im Rezitieren geübt und wolle damit, wenn es mit der Malerei nicht geht, seinen Lebensunterhalt verdienen. Die Ablehnung seiner Entlassungswünsche beantwortet er mit Beschwerden bei verschiedenen Behörden.

1927. Seine Gereiztheit führt zu Schlägereien mit anderen Kranken. Im Sommer wird seine Stimmung freier, und er beschäftigt sich wieder mit Zeichen und Malen. Er betrachtet sich stundenlang im Spiegel und beginnt ein großes Selbstbildnis zu malen.

1928. Er malt mit unendlicher Ausdauer und Hingabe an seinem Selbstbildnis, das ihn mit nacktem Oberkörper darstellt und nie fertig wird. Er hat sich von seiner Umgebung zurückgezogen, ist still und verschlossen, fast ganz in seine Phantasiewelt eingesponnen, in der die Beziehungen zur Familie H. nach wie vor die Hauptrolle spielen. Die Briefe an Luise H. nehmen kein Ende, und er kommt ihr mit

immer erneuten Heiratsanträgen. Dabei bittet er sie z. B. um ein Taschentuch, das sie einige Tage an der Vulva getragen habe. Er legt dem Brief ein Aquarellbild seines halberigierten Membrums bei. Ein anderes Mal sendet er ihr eine Bleistiftskizze, welche darstellt, wie er vor einem Forum von 5 gespannt zusehenden Frauen masturbiert; eine derselben sitzt halbnackt und mit einer Krone auf dem Kopfe ihm gegenüber und macht eine gebieterische Handbewegung. In einem Schreiben äußert er den Wunsch, einen Tag „ganz still und voller Andacht“ unter ihren Rücken verbringen zu dürfen und ergeht sich in Schwärmereien über Gerüche und anatomische Details. Ihre Mutter müsse auch dabei sein — das sei er aus Spanien so gewohnt. Er bittet sie ferner um Photographien ihrer Regio pudenda in 6 verschiedenen Stellungen — er findet sie „schön zum Einbeißen“ und Verzehren. Mit ähnlichen sexuellen Wünschen wendet er sich nun auch an Frau H., die er mit „Liebe Mutti“ anredet, während er sich selbst als „Dein alter treuer sohnlicher Freund und Geliebter“ bezeichnet. Er sendet ihr als Exlibris eine Abbildung seiner Genitalien. „Wann werde ich bei Euch wohnen, Euren Mädels und Dir ein gewissenhafter und lebenswürdiger Zubälter sein, Dir und den Mädels junge Bengels vorführen, die sich vor Geilheit nicht helfen können . . . Wie ich Muttichen trotz ihrer weißen Haare noch lieb habe wie eine Braut und wie ich mich nach Mutti sehne und ihrer Stimme und ihrem gesunden, lustigen Lachen. Kann mir nicht helfen; wenn ältere Damen noch sexuell empfinden, das hat mir immer ganz besonders gefallen, nun noch dazu, daß sie soviel Jugend kommandieren zum richtigen, schönsten Geilsein . . .“ Die erotische Detailmalerei seiner Briefe bewegt sich jetzt oft in ordinärsten Ausdrücken.

1929. Er malt dauernd an seinem Selbstbildnis. In Gedichten und Briefen an Frau H. bittet er sie um „Unterschlupf“ in ihrem Hause; denn dann entstehe ein „tieferes Zusammengehörigkeitsgefühl, als wenn so lieb Intimes nur immer in der Fernbehandlung und Fernwirkung bleibt . . . Auf meine Briefe und erotischen Gedichte antwortet Ihr nur immer wieder in Fernbildern“. Er schließt mit „herzlichen, schmerzdurchquälten Grüßen“. In einem Schreiben an Frau H. kommt seine moralische Selbsteinschätzung zum Ausdruck: „Ich bin ja wie so viele Künstler pervers veranlagt, was ich eigentlich erst in Spanien entdeckt habe . . . Aber ich fühle mich nicht moralisch degradiert, wie mancher falsche Tugendbold und innerlich unwahre Richter über mich“. Er beurteilt seine Vergangenheit als „eine ganz einzigartige, psychologisch bedingte künstlerische Entwicklung einer in mir für ein ganz besonderes hohes Ziel prädestinierten, ganz tiefen, eigenartigen sexuellen Veranlagung und ganz reinen künstlerischen Begabung“. In hoffnungsfreudiger Stimmung schreibt er an den Direktor einen Dankbrief dafür, daß er ihm geholfen habe, „die Geburt eines neuen Kunststils vorzubereiten“.

Einige Wochen lang ist er sehr erregt und gereizt, erteilt den Pflegern Befehle, bei deren Nichtausführung er sie in den gemeinsten Ausdrücken beschimpft.

Ende des Jahres ist sein Selbstbildnis endlich fertig. Er ist sichtlich erleichtert und befriedigt, benimmt sich wieder ruhig, höflich und korrekt, beteiligt sich auch am Kartenspiel der anderen Kranken.

1930. Er ist nun häufig sehr erregt, schimpft wegen seiner „ungerechten Internierung“ und wird auf beruhigenden Zuspruch noch gereizt. Im Tagesraum masturbiert er zuweilen unter dem Tisch. Das Malen hat er eingestellt.

1931. Er beginnt ein neues Selbstbildnis in großem Format; es schreitet ebenso langsam fort wie das vorige.

Im Herbst wird seine Stimmung gedrückt, er ist still und wehleidig, bleibt im Bett liegen und klagt über schwere körperliche Krankheitserscheinungen, besonders von seiten des Magens. Er gibt an, er müsse nachts 30—50mal erbrechen und habe starkes Herzklopfen; er betont besonders seine Überempfindlichkeit, er habe schon Erstickungsgefühl, wenn die Bettdecke seinem Halse anliege usw. Auf Magnesia

usta, die ihm als „Morphiumpulver“ gereicht wird, verschwinden alle diese Beschwerden. Er erschwert die Behandlung dadurch sehr, daß er alle ärztlichen Anordnungen korrigiert: er kenne seinen Körper ganz genau und wisse am besten, was er brauche. Der Zustand hält mehrere Monate an.

Er schreibt nicht mehr so oft an die Familie H., macht seinem Herzen dafür mehr in Tagebüchern Luft. Unter anderem findet sich darin eine neue Erklärung für seine Internierung: Eine Gruppe von Journalisten habe ihn kaltstellen lassen, damit er sie wegen ihres Plagiats nicht belangen könne. Vor vielen Jahren habe er nämlich ein Manuskript „Deutschlands neue Einheit“ bei einer Zeitschrift eingereicht, unter einem nichtigen Vorwand sei es ihm aber nach einigen Wochen zurückgeschickt worden. „Der Herausgeber der Zeitschrift ist Jude. Durch Konfession und Politik war dieser Herr mein geistiger Antipode. Ein Feind, der mich geschlagen hat, aber nicht besiegen konnte. Zunächst fand ich in Zeitschriften und Zeitungen meine Gedanken. Frisiert und kostümiert in allen Aufmachungen. Wer schriftstellerisch tätig ist, der weiß, wie fein der spürende Sinn desjenigen geworden ist, der absolut eigene und große neue Originalgedanken in seinem Herzen gefunden hat und sie in geraubter Gestalt wiedersehen muß. Namentlich was die Richtung der volkpsychologischen Wertung meiner neuen Sexualethik angeht, die niemand wissen konnte! Meine Gedanken haben sich dann draußen von selbst ausgewertet, und wenn es heute schon sexuelle Beratungsstellen, von Behörden eingesetzt, gibt, so ist der Urheber dieser neuen Zeitidee einzig und allein in meiner schriftlichen Tat zu suchen . . . Ich habe dies selbst erst später zum Teil erfahren, zum größten Teil aus Tatsachen und Naturgegebenheiten rekonstruiert. Die letzte Klarheit ist mir erst jetzt gekommen.“ Er fügt hinzu, dies alles klinge zwar „romantisch, wenn nicht phantastisch“ — aber nur ein oberflächlicher Gutachter könne zu dem Schlusse kommen, daß hier etwas Krankhaftes vorliege.

Er bleibt weiter ziemlich still, zurückhaltend, in sich gekehrt und macht einen etwas gedrückten Eindruck. Eine chronische Bronchitis mit geringer Temperaturerhöhung nimmt er sehr ernst und verbringt die Wintermonate im Bett.

1932. Während der Frühjahrsmonate bessert sich sein subjektives Befinden. Er beginnt wieder viel zu schreiben und äußert, er gehe jetzt ganz im geistigen Schaffen auf. Das Malen hat er aufgegeben, richtet auch keine Briefe mehr an die Familie H., obwohl er an den diesbezüglichen Ideen noch festhält. Er schreibt Gedichte, in denen er z. B. vom „Versinken in ewige Liebesherrlichkeit“ schwärmt, und entwirft eine „neue Weltreligion des Weibes“, die jetzt sein ganzes Denken in Anspruch nimmt. Er wolle damit eine empfindliche Lücke in der geschichtlichen Religionsentwicklung ausfüllen: „Alle Religionsstifter seien Männer gewesen, und infolgedessen sei die Frau dabei zu kurz gekommen, sie habe nicht die Würdigung erfahren, die ihr auf Grund ihrer Mutterschaft im Kosmos zukomme“. Seine „weltklaren und erdenneuen“ Ideen sollen einen Mutterkult einleiten, dessen Verwirklichung er von der kommenden Generation erhofft. Die Frauen sollen die höchsten Richter über Krieg und Frieden werden, denn in ihrer Hand liegt das Schicksal des Nachwuchses eines jeden Staates. „Dieser Wiederaufbau unseres Volkes ist des Krieges Untergang und Aufgang der Sonne des neuen edelsten Geisteskampfes der Menschheit.“ Auch dieser Kampf werde aber nur Vorläufer einer höheren Einheit sein — „Einheit“ sei überhaupt sein Lieblingsausdruck, er habe dieses Wort ganz für sich „gepachtet“.

Er gerät in Feuer, während er dem Arzt diese Gedanken vorträgt und ist sichtlich stolz auf das, was er vorbringt; seine Ausführungen unterbricht er öfters mit der Frage; „Können Sie noch folgen? Haben Sie das noch verstehen können, Herr Dr.“ Seine Aufzeichnungen überreicht er dem Arzt mit dem Rat, sie draußen im Walde zu lesen, nur dort werde er die innere Sammlung zum Verstehen so tiefer Gedanken aufbringen können. „Sie werden staunen! Sie werden überrascht sein, wieviel ganz Neues Sie daraus lernen können.“ Er habe unter anderem auch völlig

neuartige medizinische Entdeckungen gemacht, von denen die Schulwissenschaft noch keine Ahnung habe, z. B. über eine „Dreifelderwirtschaft des Geistes“. Er stellt sich darunter ein geistiges Arbeiten vor, das sich abwechselnd unter dem Einfluß „des Gehirns, des sympathischen und des Geschlechts-Nervensystems“ vollziehe; die seelische Energie gleite zwischen diesen drei Schichten auf und nieder wie die Libelle einer Wasserwaage. Er fügt hinzu, daß er sich stets für Medizin sehr interessiert habe und seit jeher die „Physiologie“ seines Körpers sorgfältig beobachte.

Gesprächen über seine Vergangenheit weicht er aus und spielt den erhabenen Olympier: Das sei alles überwunden, darüber sei er längst hinausgewachsen und in einen Zustand der Abgeklärtheit emporgestiegen. Er bleibt übrigens dabei, daß er an seinen Sexualdelikten unschuldig sei; so etwas passe doch gar nicht zu seinem Wesen, er habe nur unter fremdem Zwang, unter „Hypnose“ so handeln können. Das alles sei eine „Konstruktion aus dem Hinterhalt“ gewesen: „Abgeschickte Personen und auf meine Person dressierte Schulmädchen haben mich gestellt“. Er wünscht seine Entlassung, um für seine Ideen wirken zu können. Seine Gemälde würden draußen bestimmt einen starken Absatz finden, so daß er davon leben könnte. „In der Kunst des Portraitalens kann ichs heute mit jeder Konkurrenz aufnehmen.“ Übrigens könne er auch auf die Unterstützung und Förderung durch seinen „Mäcen“, Herrn H. unbedingt rechnen. Er möchte darüber jedoch nicht weiter sprechen. Schließlich bittet er aber den Arzt um Fürsprache im Hause H. Allerdings anerkennt er nun, wenn auch widerstrebend und ohne Überzeugungsdruck die Tatsache, daß Luise H. längst verheiratet ist.

Seine Mittelsamkeit wird immer wieder durch mißtrauische Zurückhaltung unterbrochen. Ohne etwa selbst an seinen Ideen zu zweifeln, fürchtet er nach seinen Erfahrungen gelegentlich früherer Auseinandersetzungen doch immer, beim Arzt keinen Glauben zu finden und verlacht zu werden. Er errötet tief und wird verlegen, wenn er bei ihm auf Zweifel stößt; unruhig rückt er dann auf dem Stuhl herum, nestelt an seiner Kleidung, lächelt unsicher und weiß nicht wohin er sehen soll, nimmt dann aber bald wieder Haltung an und äußert mit der Miene des überlegenen Weisen: Der Arzt sei eben nicht imstande, ihn ganz zu verstehen. Sonst ist er im Gespräch lebhaft, faßt gut auf, antwortet schnell und nicht ungewandt, beweist auch vielseitige geistige Interessen und eine ziemliche Belesenheit; die politischen Tagesereignisse verfolgt er mit einer gewissen Aufmerksamkeit; merkwürdige Intelligenzdefekte sind nicht nachzuweisen. In den Auseinandersetzungen mit ihm — z. B. über gelesene Bücher — fällt jedoch seine Verschwommenheit im Gebrauch abstrakter Begriffe und seine geringe Sachlichkeit auf; zu nüchterner Kritik ist er fast unfähig; jede Stellungnahme läuft bei ihm auf eine überschwängliche Äußerung seiner subjektiven Gefühle hinaus, und er ist für eine Sache entweder schrankenlos begeistert oder er verabscheut sie gleich in Bausch und Bogen. Im allgemeinen neigt er mehr zu anerkennenden als zu abfälligen Urteilen.

Eine somatische Nachuntersuchung ergibt nichts Krankhaftes. Seine Körperform ist schwer einem bestimmten Typ einzuordnen. Am ehesten könnte man ihn als Pykno-Athletiker bezeichnen. Er ist gut mittelgroß, muskulös, sein Knochenbau kräftig; die Körperkonturen, insbesondere die Schultern, verlaufen jedoch in sanften Rundungen, der Hals ist kurz und dick, der Kopf verhältnismäßig groß, das Gesicht breit; gut entwickeltes Unterhautfettpolster, aber kein Fettbauch; spärliche Körperbehaarung, starker Bartwuchs, volles Haupthaar. Seine Bewegungen und Gesten sind lebhaft und lassen eine gewisse Grazie nicht vermissen. Bei Auseinandersetzungen mit dem Arzt, die ihn innerlich erregen, setzt ein grobschlägiger Tremor aller Glieder ein.

Zusammenfassung. Ein psychopathischer Künstler mit stark betonter, abnormer Sexualität erkrankt im 38. Lebensjahre an einem Wunsch-

erfüllungswahn vorwiegend erotischen Inhaltes und hält an ihm seit nunmehr 20 Jahren unentwegt fest. Um Wiederholungen zu vermeiden, sei bezüglich der Besonderheiten dieses Falles auf die nachstehende Analyse verwiesen.

II.

Wenn wir nun versuchen, die Eigenart dieses Falles näher zu bestimmen und für unsere Fragestellung auszuwerten, so empfiehlt es sich, das in der vorangegangenen deskriptiven Darstellung enthaltene Material nach einzelnen Gesichtspunkten zu ordnen; bei der subtilen Beachtung zahlreicher Besonderheiten, auf die es einer monographischen Untersuchung ankommt, ist es kaum anders möglich, einen klaren Überblick zu gewinnen. Es dürfte am zweckmäßigsten sein, den Fall Stratzky nacheinander vom charakterologischen, entwicklungspsychologischen und psychopathologischen Standpunkt zu betrachten.

a) Es könnte vielleicht befremden, daß unsere Untersuchung, die auf ein psychopathologisches Ziel eingestellt ist, gerade mit der *charakterologischen* Kennzeichnung des ihr zugrunde liegenden Falles beginnt. Die Notwendigkeit, von dieser auszugehen, ergibt sich indessen aus dem Wesen des psychopathologischen Grundsymptoms der Paranoia: Des Wahns, der eben nicht unmittelbarer Ausdruck eines biologischen Krankheitsgeschehens ist, wie etwa der Zerfall des Denksammenhanges bei einer Schizophrenie, sondern bereits eine komplizierte psychische Reaktion einer krankhaft veränderten Persönlichkeit darstellt; die Zergliederung des Wahns und seiner Entstehungsbedingungen verlangt also vor allem eine Aufhellung der persönlichen Eigenart des Wahnbildners und muß sich daher, wie neuerdings besonders *Otto Kant*¹ unterstrich, zunächst auf charakterologischem Gebiet bewegen.

Im Bestreben, die Charaktereigenschaften unseres Patienten in geordnetem Zusammenhange darzustellen, stoßen wir allerdings schon auf eine *methodische* Schwierigkeit: Wie soll eine Charakterstruktur² beschrieben werden? Diese für die empirische Forschung grundlegend wichtige Frage ist trotz der enorm angewachsenen charakterologischen Literatur immer noch nicht befriedigend beantwortet worden. An einfachen und komplizierten Systemen zur mehr oder weniger bequemen Einordnung menschlicher Persönlichkeiten fehlt es zwar keineswegs —

¹ *Kant, Otto*: Beiträge zur Paranoiaforschung III. Allgemeine Gedanken zum Wahnproblem. *Z. Neur.* **127** (1930).

² Der *Begriff des Charakters*, der schon in den verschiedensten Graden und Richtungen willkürlich eingengt worden ist und auch heute noch nicht feststeht, wird hier in seinem ursprünglichen, umfassenden Sinne gebraucht: Als Gesamtsystem der individuellen psychischen Dispositionen (Eigenschaften), also einschließlich der intellektuellen. Daß der Charakter bis in das intellektuelle Gebiet hineinreicht, anerkennen auch *Ewald, Apfelbach* u. a. *Kant* definierte ihn überhaupt noch als „Denkungsart“, und auch *G. Simmel* sucht ihn vorwiegend in seinen intellektuellen Äußerungen.

nur kranken diese Systeme alle irgendwie an der Künstlichkeit oder Schmalheit ihrer Grundlage. Sie kommt einem besonders deutlich zu Bewußtsein, wenn man versucht, aus dem Gesichtswinkel irgendeines dieser Systeme eine lebendige Persönlichkeit mit all ihrem Nuancenreichtum zu erfassen. Auch scheint fast immer die „Ehrlichkeit“ der Darstellung unter der Anwendung eines bestimmten Charakterschemas zu leiden; es beeinflußt das „Beachtungsrelief“ (*Pfänder*) der Aufmerksamkeit des Untersuchers, die Strukturverhältnisse des geschilderten Falles werden ihm unwillkürlich angeglichen und damit schon gegenüber der Wirklichkeit verschoben.

Man wird hier also die Anlehnung an eine einzelne charakterologische Vorlage möglichst zu vermeiden haben. Irgendein ordnender Gesichtspunkt muß aber auch unserer Charakterbeschreibung zugrunde gelegt werden. Die zwangloseste, „natürlichste“ Gruppierung von Eigenschaften dürfte sich aus einer Unterscheidung der individuellen Verhaltensweise auf *theoretischen* und *praktischen* Lebensgebieten ergeben. Von der Subjektseite gesehen, bedeutet sie eine Zweiteilung in *intellektuelle* und *emotionelle* (*affektive*) Eigenschaften, wobei an eine allzu scharfe Grenzziehung, — wie überall im Psychischen — natürlich nicht zu denken ist.

Unter den *emotionellen* Merkmalen Stratzkys heben wir zunächst die *allgemeinsten* (formalen) hervor. Das Ausmaß seiner „psychischen Kraft“ (*Lipps*¹) ist beträchtlich. Seine affektiven Regungen sind von erheblicher Stärke und Nachhaltigkeit. Mit großer Energie betrieb er seine künstlerische Ausbildung und widmete sich später der Berufsarbeit oft mit solcher Konzentration, daß er darüber zeitweilig alles andere, selbst die Nahrungsaufnahme vergaß. In seiner Jugend neigte er zu draufgängerischen, tollkühnen Unternehmungen. Wenn er sich einer Sache zuwandte, so geschah das fast immer mit leidenschaftlichem Eifer. Er verweilt überhaupt gern in der extremen Affektlage der Exaltation, des Überschwanges, der Ekstase. Erotische Gefühlsregungen — seine Liebe zu Luise H. — beherrschen ihn in hohem Grade und sind bei ihm von ungewöhnlicher Beständigkeit und Dauer. (Er neigt zu „Fixierungen“.) Mit größter Hartnäckigkeit sucht er sein Wunschziel zu erreichen und läßt sich selbst durch erhebliche Demütigungen davon nicht abschrecken. Sein Triebleben ist stark betont und steigert sich zuweilen bis zu elementarem Durchbruch. Einmal läßt er sich zu einer sexuellen Attacke auf eines seiner Modelle hinreißen, wiederholt exhibitioniert er vor jungen Mädchen, eines vergewaltigt er in brutaler Weise und wird auch gegen Mitkranke sexuell aggressiv. Die Gewalt des Antriebs überwiegt bei ihm auch sonst die Intensität der Hemmungen. Augenblicksimpulsen folgend, unternimmt er weite Reisen und Fußwanderungen. Er ist überhaupt leicht erregbar, lebhaft und impulsiv, begeistert sich leicht für alles, was in seiner Interessensphäre liegt (für Kunstwerke, Romane usw.); schon geringfügige Erlebnisreize erzeugen bei ihm Gemütswallungen. Er neigt auch zu unbeherrschten Zornesausbrüchen, wie die Prügeleien mit anderen Kranken zeigen. Sein ausdrucksmäßiges „Ableitungsvermögen“ für Erlebnisse ist jedenfalls kaum geringer als seine

¹ *Lipps, Theodor*: Leitfaden der Psychologie. 3. Aufl., Leipzig 1909.

„Retentionsfähigkeit“ (*Kretschmer*¹). Mit zunehmenden Jahren (vermindertem „Biotonus“, *Ewald*²) wird er stiller und zurückhaltender. Seine Grundstimmung ist — von vorübergehenden Schwankungen abgesehen — vorwiegend euphorisch. Mit optimistischer Zuversicht, die ihm die Welt vergoldet, lebt er noch im Mannesalter sorglos in den Tag hinein, hofft auf eine große Zukunft und erwartet von seiner Umgebung, insbesondere von der Familie H., nur Gutes. Erst die Erfahrungen und Enttäuschungen, die ihm der lange Anstaltsaufenthalt einträgt, entwickeln in ihm eine etwas mißtrauische Einstellung³.

Wir dringen bereits tiefer in Stratzkys Eigenart vor, wenn wir seine *speziellere* affektive Verhaltensweise ins Auge fassen, zunächst wie sie sich in seinem *Verhältnis zu sich selbst* äußert. Er hat für sein Ich ein ganz besonders lebhaftes Interesse, das in den späteren Jahren noch zunimmt. Aufmerksam lauscht er den Regungen seines eigenen Innern und beobachtet nicht minder sorgfältig auch die Vorgänge in seinem Körper. Er bewertet sein Ich ungeheuer hoch. Schon als junger Mann ist er fest davon überzeugt, daß in ihm ein zweiter Lenbach heranreift, und während seiner Krankheit hält er sich für den berufenen Begründer eines neuen Kunststiles, für einen tiefgründigen Dichter und Denker und bahnbrechenden Religionsstifter. Auch auf medizinischem Gebiet glaubt er sich bedeutender Entdeckungen fähig und fühlt sich den Ärzten geistig überlegen. Mit hohem Eifer und liebevollster Geduld malt er monatelang nur an Selbstbildnissen. Seine abnorme sexuelle Veranlagung betrachtet er als eine auszeichnende Besonderheit, als etwas Aristokratisches, das ihn von der Masse Mensch unterscheidet. Überhaupt ist er geneigt, sich alles zu entschuldigen und sich selbst mit größtem Zartgefühl zu behandeln, was er auch von seiner Umgebung verlangt. Niemals lag er mit sich ernstlich im Konflikt, er hatte von sich selbst anscheinend immer einen befriedigenden Gesamteindruck. Selbstkritik im eigentlichen Sinne ist ihm fremd, er kennt nur eitle Selbstbespiegelung, der er sich gerne überläßt. Bei dieser uneingeschränkten Ichbejahung haben ihn auch niemals Selbstmordgedanken beschäftigt. Um seine leibliche Gesundheit ist er im Alter übertrieben besorgt. Eine aktive Einstellung zu seinem Ich, etwa ein Bestreben, dieses selbsterzieherisch zu formen und irgendeinem vorgestellten Ideal anzunähern, tritt in seiner Lebensgeschichte nicht hervor, da er sich mit einem solchen Ideal immer schon irgendwie identisch fühlte, seinen Abstand davon also nicht empfand oder jedenfalls nicht bewußt

¹ *Kretschmer*: Der sensitive Beziehungswahn. Berlin 1918.

² *Ewald, G.*: Temperament und Charakter. Berlin 1924.

³ Der Begriff des Temperamentes, unter dem die bisher genannten Eigenschaften oft vereinigt werden, wurde absichtlich umgangen, da er nicht feststeht. Während manche Autoren (*Kretschmer* u. a.) ihn sehr ausdehnen, wird er von anderen (*Ewald, Klages*) außerordentlich eingeeengt.

anerkannte. Sein Glaube an sich selbst wird erst im Alter während des langen Anstaltsaufenthaltes etwas wankend, und es entsteht eine gewisse Selbstunsicherheit, die sich hinter zunehmender Zurückhaltung und Verslossenheit verschanzt. Durch den ersten Anstaltsaufenthalt fühlte er sich gesellschaftlich degradiert, ohne darum auch schon in seiner Selbstachtung zu sinken. Er legte an sich eben einen anderen Maßstab an als die Gesellschaft.

Diese Selbstüberschätzung und egozentrische Einstellung macht sich aber in seinem *Verhalten zur Umwelt* doch nicht als zielstrebigem Egoismus bemerkbar. Grobe Selbstsucht, Eigennutz, Habgier, Geiz usw. treten bei ihm — im Gegensatz zu vielen anderen Paranoikern — kaum hervor. Er hat überhaupt keine stärker entwickelten materiellen Interessen. Seine Lebensweise war so anspruchslos wie möglich. Allerdings ist auch kein Fall bekannt geworden, in dem er etwa jemand anderem ein Opfer gebracht und sich besonders selbstlos benommen hätte. Sein Gefühlsverhältnis zu den Mitmenschen ist ein ziemlich indifferentes. Bis zu seiner Erkrankung lebte er zwar gesellig, trat aber zu keinem der vielen Menschen, mit denen er in Berührung kam, in ein herzlicheres Verhältnis. Freunde im engeren Sinne hatte er nie. Selbst an seinen Angehörigen ist er nicht sonderlich interessiert. Auch Vereinen hat er sich nie angeschlossen; er war allen sozialen Bindungen und Verpflichtungen abgeneigt; nicht einmal in seinem Privatleben hielt er eine bestimmte Ordnung ein, sondern überließ sich ganz dem augenblicklichen Einfall und der Stimmung. Ihm ist ganz allgemein jede Unterordnung unter strengere Normen unerwünscht und lästig. Konflikte zwischen Neigung und Pflicht sind ihm daher auch so gut wie unbekannt. Sein Bedürfnis nach unabhängigem Sichausleben hat sich jedoch auch nie bis zu einer heroischen, kämpferischen Haltung gesteigert. Selbst in seiner Pubertätsentwicklung fehlt die Kampfeinstellung gegen den Vater oder die Lehrer. Ein gewisses Bedürfnis nach einem — zu nichts verpflichtenden — Geborgensein unter fremder Obhut blieb bei ihm zeitlebens bestehen und machte sich insbesondere in seinem Verhältnis zur Familie H. geltend. Bis zu seinem 38. Jahre ging er auch auf erotischem Gebiet keinerlei Bindungen ein; er unterhielt ein einziges länger dauerndes Verhältnis, und auch dieses auf rein sexueller Grundlage, ohne bemerkenswerte innere Beteiligung. Seine „platonischen“ Damenfreundschaften waren ebenfalls recht flach und wechselnd. Obwohl sonst keineswegs menschen scheu, hat er erwachsenen Frauen gegenüber eine gewisse Schüchternheit nie ablegen können. Auf die Eigentümlichkeiten seines Sexualverhaltens gehen wir noch in anderem Zusammenhang ein. In der Anstalt trat er leicht, aber nur oberflächlich mit anderen Kranken in Kontakt, ohne ihnen mit Mißtrauen zu begegnen; zu einzelnen verhielt er sich sogar recht vertrauensselig und mitteilksam. Machtbedürfnis und ein aktiverer sozialer Geltungsdrang traten bei

ihm kaum hervor. Er ließ sich aber gerne bewundern und war über jedes Lob sichtlich erfreut, während seine Eitelkeit Kritik nicht vertragen konnte. Er erwies sich im Umgang überhaupt als recht empfindlich und verletzbar.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß eine scharfe Abgrenzung der emotionellen von den *intellektuellen Eigenschaften* nicht in Frage kommen kann; man hat es eben nicht mit getrennten Bezirken oder Teilen, sondern immer mit ein und demselben Ganzen der Persönlichkeit zu tun, das bloß unter zwei verschiedenen Aspekten gesehen wird. Gewisse Wiederholungen lassen sich im folgenden daher nicht ganz vermeiden; zum mindesten die hervorstechendsten Eigentümlichkeiten des affektiven Verhaltens Stratzkys werden wir auch in seiner intellektuellen Funktionsweise wiederfinden.

Dieselbe spannungsfähige Energie und Schwungkraft, die seine emotionellen Reaktionen kennzeichnet, macht sich auf geistigem Gebiete in der pathetischen Diktion seiner gedanklichen Äußerungen bemerkbar. Nicht minder in seiner Sucht, sich an erhabenen Vorstellungen („Welt- und Werdequell“, „Mitternacht und Sternenpracht“, „Unendlichkeit“ usw.) und volltönenden Phrasen zu berauschen oder in verzückter Begeisterung fremde Kunstwerke (z. B. Gustav Frenssens Romane) in sich aufzunehmen. Jene affektive Energie äußert sich auch in der großen Konzentrationsfähigkeit, mit der er seinem Kunstschaffen und der Ausgestaltung seiner Ideen obliegt, ebenso in der Entschiedenheit, Widerstandskraft und Dauer seiner Überzeugungen, seines Glaubens an eine große Zukunft und an die Zuneigung seiner Geliebten, der zwei Jahrzehnte lang über alle zweifelrischen Anfechtungen triumphiert. Die hohe Intensität seines Erlebens bedingt auch ein besonders gesteigertes Entladungsbedürfnis, dem sein malerisches, dichterisches und schriftstellerisches Formtalent die Ausdruckswege weist. Wie er selbst sagt, malt er z. B. seine unsittlichen Bilder, um sich von inneren Spannungen zu „befreien“. Seine Empfindlichkeit wirkt sich auf geistigem Gebiet als Anregbarkeit aus; er ist sehr empfänglich für geistige Eindrücke, und schon geringfügige Erfahrungen veranlassen ihn zu weittragenden Gedankengängen.

Seine hochgradig egozentrische Einstellung äußert sich in seiner *Denkweise* als schrankenloser *Subjektivismus*: Er ist unfähig, von seiner Person abzusehen; er ist nicht imstande, die Dinge unbeeinflußt von seiner subjektiven Wunsch- und Interessensphäre in ihrer sachlichen Neutralität zu betrachten. Erkenntnisse des Verstandes und Postulate des Gemütes sind bei ihm unentwirrbar verflochten. Das normale Motiv des Denkens: das von Gefühlsrückichten unabhängige Suchen nach Wahrheit ist bei ihm bis zur Untrennbarkeit vermengt mit dem Bedürfnis nach subjektiv befriedigender, wunschgemäßer Weltbildgestaltung. Er sieht die Wirklichkeit daher immer nur durch eine Art

„Phantasieschleier“, katathym verändert, ohne zwischen dem, was in ihr tatsächlich gegeben ist und dem, was er aus seinem eigenen Wunschbereich in sie hineinlegt, klar differenzieren zu können. (Der Widerspruch zwischen Ideal und Realität konnte ihm daher auch nie ernstlich zum Problem und zum Anlaß innerer Konflikte werden.) Infolgedessen hält er mit naiver Selbstverständlichkeit vieles noch für Wirklichkeit, was bereits lediglich seiner Phantasie entstammt (z. B. das grenzenlose Wohlwollen der Familie H.). Die Phantasie kann ihm die Wirklichkeit auch ersetzen: Sadistische Tagträumereien und detaillierte Schilderungen bieten ihm bereits einen hohen Grad von sexuellem Lustgewinn. Auf dieser Grundlage entstehen auch seine pseudologistischen Erzählungen über angeblich erlebte sexuelle Orgien. Die Grenzen zwischen bloß vorstellungsmäßiger und real durchgesetzter Triebbefriedigung sind bei ihm fließend, und als er seine zur Verhaftung führende Straftat beging, konnte er seiner eigenen Angabe zufolge zwischen „Traum“ und Wirklichkeit nicht recht unterscheiden. Während seiner Krankheit überträgt er ohne Bedenken Lieblingsvorstellungen aus einer magischen Wunderwelt (telepathische Verbindung mit der Familie H. usw.) in die Realität. Sein *geringer Tatsachensinn* macht ihn seinen eigenen Vermutungen gegenüber sehr leichtgläubig; gewisse Gemeinsamkeiten zwischen seinen Aufzeichnungen über sexuelle Probleme und irgendwelchen Zeitungsartikeln über dasselbe Thema genügen ihm schon zur Überzeugung, daß hier ein heimtückisches Plagiat vorliege; die Möglichkeit einer zufälligen Übereinstimmung erwägt er überhaupt nicht. Ihm geht das ab, was man als „logisches Gewissen“ bezeichnen könnte; auftauchenden Gedanken gibt er sich gläubig hin, ohne daß er sich verpflichtet fühlt, die Gründe für seine Richtigkeitsüberzeugung erst kritisch zu prüfen. Wie er sich in seinem praktischen Verhalten um die geltenden ethisch-sozialen Normen nicht kümmert, so sind für sein theoretisches Verhalten, sein Denken, strengere logische Normen nicht bindend. Eigentliches Denken (im Sinne bewußt zielstrebigem Erkenntnistätigkeit) und freies Phantasieren bilden bei ihm eine undifferenzierte Einheit nach Art des „unformulierten“ (B. Erdmann¹) oder „emotionalen Denkens“ (H. Maier²), wie es für ausgesprochene Künstlernaturen auch sonst oft bezeichnend ist.

Mit dem freien Phantasieren hat sein Denken das Überwiegen der *kombinatorischen* (synthetischen, „dichterischen“) Komponente über die kritisch-analyisierende gemeinsam. Einerseits beruht darauf sein gedanklicher Erfindungsreichtum, seine Gewandtheit im Konstruieren von geistesgegenwärtigen Ausreden, Selbstentschuldigungen, Umdeutungen, Sinngebungen usw., aber auch im originellen Ausdenken von weitreichenden Beziehungen und Systemen. Damit hängt auch sein geringes

¹ Erdmann, Benno: Umriss zur Psychologie des Denkens. 2. Aufl. 1908.

² Maier, Heinrich: Psychologie des emotionalen Denkens. Tübingen 1908.

begriffliches Abstraktionsvermögen zusammen. Die Begriffsbildung setzt eine wenigstens zum Teil analytische Geisteshaltung voraus, die an den Erscheinungen nach bestimmten an sie herangetragenen Gesichtspunkten¹ das Wesentliche vom Unwesentlichen loslöst. Stratzky nimmt die Dinge in ihrer unzerlegten Komplexnatur hin, wie schon sein künstlerischer Stil an seiner bezeichnenden konkreten Detailfülle und Kleinigkeitskrämerei erkennen läßt. Die Technik der Skizze (und Karikatur), die unter Verzicht auf alles Nebensächliche den Wesenskern, das „Skelet“ der Gegenstände mit wenigen Strichen herausarbeitet, beherrscht er gar nicht. Seine häufigen Verstöße gegen Proportion und Perspektive werden aus derselben Grundlage verständlich, wenn man bedenkt, daß es sich dabei um ein genaues Erfassen und Wiedergeben von räumlichen Größenverhältnissen, also in gewisser Weise um angewandte Mathematik handelt — ein Fach, in dem er schon in der Schule versagte — und daß die Linie gegenüber der sinnlicheren Farbe das abstraktere Element der Malerei darstellt. Im sprachlichen Ausdruck wird die mehr sinnlich-anschauliche als abstrakte Geistesanlage in seiner Vorliebe für bildliche, symbolische Redewendungen erkennbar. Versucht er sich in begrifflicher Allgemeinheit auszudrücken, so kommt vielfach nur verschwommenes Gerede oder „höherer Blödsinn“ (*Gudden*) zustande. (Beispiele in der Krankengeschichte.) Entsprechend seiner geringen begrifflichen Begabung läßt auch die Ausgestaltung und Befestigung seines Wahns jenen Scharfsinn und die spitzfindige Dialektik vermissen, die man bei Paranoikern sonst häufig findet.

Seine fast ausschließlich synthetische (und nicht analytische) Geistesart gibt auch seiner *Weltanschauung* das charakteristische Gepräge. Der Gedanke der „Einheit“ spielt bei ihm eine vorherrschende Rolle. Er sieht überall nur geschlossene Ganzheiten und Zusammenhänge. Gebiete, die in unserem Kulturkreise allgemein als getrennt, ja gegensätzlich empfunden werden, wie etwa Religion und Sexualität, sind für sein Erleben etwas harmonisch Verbundenes. Religiöse und sexuelle Ekstase fallen bei ihm, wie aus seinen in der Krankengeschichte wiedergegebenen Selbstbekenntnissen hervorgeht, zum Teil unmittelbar zusammen. Gerade aus dieser Koppelung im tatsächlichen Erlebnis kann man auch entnehmen, daß diese Legierung bei ihm eine ursprüngliche ist und nicht etwa ein rationaler Überbau zur Rechtfertigung seines sexuellen Genußbedürfnisses. Auch ein anderes, der abendländischen Menschheit geläufiges Gegensatzpaar: „Geist“ und „Natur“, erscheint seinem Denken nicht antithetisch. Er ist innerlich in der Lage, alle diese polaren Extreme in eigenartiger Zusammenschau zu verschmelzen und mit gleichem

¹ Diesen selbst schon unanschaulichen Anteil an der Begriffsbildung hat *Cassirer* gegenüber der herkömmlichen Abstraktionstheorie nachgewiesen. Vgl. *Cassirer, Ernst*: Substanzbegriff und Funktionsbegriff, S. 3—34. Berlin 1910. Die Begriffsform im mythischen Denken, S. 7f. Leipzig und Berlin 1922.

Enthusiasmus zu bejahen. Er erinnert in dieser Hinsicht an den von *Spranger*¹ gezeichneten Typ des „immanenten Mystikers“ oder des kontemplativen Gefühlsmenschen, wie ihn *Dilthey*² beschrieben hat. Wenn seine Weltanschauung somit ein Bild versöhnter (bzw. noch nicht entzweiter) Gegensätze bietet, so offenbart sich darin jedoch nicht nur eine formale Eigentümlichkeit seiner Denkweise, sondern noch etwas Tieferes. Weltanschauung ist in hohem Grade auch Persönlichkeitsausdruck. Stratzky ist — trotz seiner sthenischen Affektivität — keine Kämpfernatur. Sein Lebensgang weist keine nennenswerten ernsteren Konflikte auf, weder mit sich selbst noch mit seiner Umgebung. Aus einer solchen Gemütsart erwächst natürlicherweise eine monistische Weltauffassung; ein Dualismus feindlicher Prinzipien wäre seinem Lebensgefühl fremd. Bei einer Persönlichkeit mit so starkem Übergewicht der affektiven über die intellektuellen Funktionen kann es im Weltbild auch nicht an gewissen magisch-mystischen Elementen fehlen; eine nüchterne, rationalistische Philosophie, in der das Wunderbare keinen Platz finden kann, würde sein Bedürfnis nach mächtigen Gefühleindrücken niemals befriedigen. —

Die bisherige Betrachtung der psychischen Eigenart Stratzkys ging von ganz allgemeinen Richtlinien aus; sie war nicht auf irgendeine bestimmte Fragestellung zugeschnitten. Da er aber eine aus dem Rahmen des Gewöhnlichen herausfallende, psychisch abnorme Persönlichkeit ist, muß dieser allgemeiner gehaltenen Darstellung noch eine speziellere Ergänzung angefügt werden, in der die Tatsache seiner Abartigkeit gebührend berücksichtigt wird. Das geschieht am besten in der Weise, daß wir Stratzkys *Stellung* zu den *psychiatrischen Typen*, insbesondere denen *Kretschmers*³ auseinandersetzen. Wenn der Anschluß an ein bestimmtes charakterologisches Schema abgelehnt wurde, so ist es nötig, davon für diesen besonderen Zweck eine Ausnahme zu machen.

Seine verträumt-weltfremde Art, das in späteren Jahren zunehmend autistische Sicheinspinnen in seine Phantasiewelt, seine verstiegenen und zum Teil sehr verschrobenen Ansichten, das ekstatische Pathos und die hochtrabend-phrasenhafte, etwas gespreizte Ausdrucksweise, die große Empfindlichkeit, das geringe Gefühlsinteresse an seiner menschlichen Umgebung (Sympathiearmut, Asozialität) und seine Sonderlingsnatur entsprechen dem *schizoiden* Typ. Diesem kann auch seine abnorme Sexualität zugezählt werden, die, wie auch andere Autoren (*Kronfeld*,

¹ *Spranger, Eduard*: Lebensformen. 6. Aufl. Halle 1927.

² *Dilthey, Wilhelm*: Die Typen der Weltanschauung und ihre Ausbildung in den metaphysischen Systemen. In: Weltanschauung, Philosophie und Religion, 1911.

³ *Kretschmer, E.*: Körperbau und Charakter. 5. Aufl. Berlin 1926. — Medizinische Psychologie. Leipzig 1922. — Störungen des Gefühlslebens, Temperamente. *Bumkes* Handbuch, 1928.

J. H. Schultz u. a.) Kretschmer bestätigen, eine häufigere Begleiterscheinung der schizoiden Persönlichkeitsstruktur ist.

Ausgesprochene Stimmungsschwankungen im Sinne manischer und depressiver Phasen sprechen — ebenso wie der pyknische Einschlag seines sonst vorwiegend athletischen Körperbaus — für eine *cycloide* Komponente in seiner Konstitution. Die (besonders in jüngeren Jahren) vorwiegend optimistische (euphorische) Grundstimmung, seine Beweglichkeit und Unternehmungslust, die leichte (wenn auch nur oberflächliche) Kontaktfähigkeit und Ansprechbarkeit, die geistige Regsamkeit, ein gewisser Reichtum an Einfällen und Gedankenkombinationen, das ziemlich gewandte und lebhafte Verhalten im Gespräch deuten wohl in gleicher Richtung. Seine mehr anschauliche als abstrakte Denkanlage wäre nach *van der Horst*¹ und *Kibler*² ebenfalls als *cyclothyme* Eigenschaft aufzufassen, nach *Scholl*³ und *Munz*⁴ auch seine stärkere Begabung für die Farbe als für die Form. Wie für den athletisch-schizoiden, so lassen sich auch für den pyknisch-cycloiden Anteil seiner Konstitution erbbiologische Anhaltspunkte finden. (Vgl. die Familiengeschichte.)

Darüber hinaus könnte man Stratzkys Neigung zu psychogenen, suggestiv beeinflussbaren körperlichen „Erkrankungen“ (vgl. die Krankengeschichte unter 1931), die vasomotorische Labilität und das grobe psychogene Zittern schon bei leichter Erregung, ferner seine Freude an eitler Selbstbespiegelung, pseudologistischem Aufschneiden und phantastischem Pläneschmieden (vgl. seine sadistischen Erzählungen und Projekte) einem *hysterischen* Einschlag⁵ zuschreiben. Möglicherweise sind diese Eigentümlichkeiten zum Teil auch rassenbiologisch auf seine polnische Abstammung zu beziehen.

Kaum zu entscheiden ist die Frage, ob man seinen Pavor nocturnus, seine sexuellen und poriomänen Drangzustände, die meist ausgesprochen gereizte Färbung seiner Depressionen, seine nicht selten explosiv-gewalttätige Zorneserregbarkeit, die pedantische Detailkrämerei und mühsame Technik seiner Malerei schon als *epileptoid* auffassen darf. Aus Stratzkys Familienanamnese läßt sich eine erbbiologische Begründung für eine solche Auffassung jedenfalls nicht herleiten. Gewiß wird man nicht so weit gehen dürfen, z. B. in seinen exhibitionistischen Entgleisungen einfach epileptische Äquivalente zu sehen (wie man das früher tat);

¹ *Horst van der*: Experimentelle psychologische Untersuchungen zu Kretschmers „Körperbau und Charakter“. Z. Neur. 93 (1924).

² *Kibler, M.*: Experimentalpsychologischer Beitrag zur Typenforschung. Z. Neur. 98 (1925).

³ *Scholl, K.*: Die teilinhaltliche Beachtung von Form und Farbe und ihre typologische Bedeutung. Z. Psychol. 101 (1927).

⁴ *Munz, E.*: Die Reaktion des Pyknikers im *Rohrschachschen* psycho-diagnostischen Versuch. Z. Neur. 91 (1924).

⁵ Ob man von einem solchen überhaupt sprechen darf, ist allerdings fraglich; ein „hysterischer Charakter“ wird heute vielfach nicht mehr anerkannt.

immerhin gilt aber die Neigung zu schweren Affektkrisen (*H. Delbrück*¹⁾ und die episodische Häufung abnormer Triebregungen (*Kleist*²⁾, *Pilcz*³⁾) als epileptoides Zeichen. Was die übrigen genannten Symptome anlangt, so ließen sich die gereizten Verstimmungen auch mit dem schizoiden Naturell, die Detailkrämerei und kleinliche Technik seines Malens mit der cyclothymen Einstellung auf das Konkrete zur Not noch vereinbaren, und den Rest könnte man allenfalls auch als unspezifisch psychopathisch betrachten.

Auch wenn man Stratzkys Persönlichkeit nicht in dieser Weise zerfasert, sondern in ihrem Gesamteindruck auf sich wirken läßt, ist es kaum möglich, sie einem einzelnen der psychiatrischen Typen einzuordnen; sie steht zu diesen zweifellos in einer „mehrdimensionalen“ Beziehung, die übrigens auch nicht in jeder Hinsicht eindeutig ist. Zum Teil mag das damit zusammenhängen, daß schon die psychiatrischen Typen selbst sich vielfach überschneiden oder durch breite Übergangszonen miteinander verbunden sind. Der Schwerpunkt scheint bei Stratzky jedoch im *schizoiden* Aufbauelement seines Charakters zu liegen, was mit dem Überwiegen der *athletischen* Merkmale seiner Körperkonstitution im Einklang steht.

b) Bei der Schilderung des Charakters unseres Kranken bemühten wir uns bereits, gewisse strukturelle Beziehungen zwischen den aufgezählten Eigenschaften zu finden, um ein möglichst geschlossenes Gesamtbild zu erhalten. Viele Zusammenhänge werden aber erst klar, wenn wir seine Persönlichkeit auch vom *entwicklungspsychologischen* Gesichtspunkt betrachten; für manche scheinbar weit auseinanderliegenden Eigentümlichkeiten läßt sich auf diesem Wege noch eine gemeinsame Wurzel entdecken.

Was hier gemeint ist, ist nicht eine Darstellung der „individuellen Entwicklungskurve“ (*H. Hoffmann*) unseres Kranken — dafür würden die Daten seiner Lebensgeschichte kaum ausreichen —, sondern eine Kritik seines psychogenetischen Status. Die Frage ist dabei die, ob das endgültige Entwicklungsniveau seiner Persönlichkeit dem normalen entspricht, bzw. in welchen Punkten es hinter der Norm zurückgeblieben ist.

Wir begeben uns mit dieser Fragestellung allerdings auf einen recht unsicheren Boden. Wir besitzen noch immer keinen allgemein anerkannten, auf genügend breiter empirischer Grundlage sichergestellten Kanon der Persönlichkeitsentwicklung, auf den wir uns hier beziehen könnten — so beachtlich die vorhandenen Ansätze dazu auch sein mögen. Die genetische Betrachtungsweise hat indessen auch in die Psychiatrie bereits so weit Eingang gefunden, daß es im vorliegenden Falle immerhin eine Unterlassung bedeuten würde, wenn man sie unberücksichtigt ließe.

¹⁾ *Delbrück, H.*: Epileptisch und Epileptoid. Gedanken zum Körperbau und Charakterproblem. Arch. f. Psychiatr. 82 (1928).

²⁾ *Kleist, K.*: Episodische Dämmerzustände. Leipzig 1926.

³⁾ *Pilcz, A.*: Die periodischen Geistesstörungen. Jena 1901.

Gerade in der Paranoialehre wird sie schon lange herangezogen. *Dromard*¹ sprach von infantilen Zügen im Denken des Paranoikers, *Kraepelin*² von teilweisen Entwicklungshemmungen, die insbesondere gewisse ursprüngliche (primitive) Denkgewohnheiten dauernd fortbestehen lassen, *Gaupp*³ von einem „etwas unreifen, jugendlichen Denken“, *Freud*⁴, *Stekel*⁵ u. a. führten die charakteristischen Merkmale des Paranoikers ebenfalls auf einen partiellen psychischen Infantilismus und Atavismus zurück. Wir werden somit auch bei unserem Kranken nach bestehen gebliebenen jugendlichen Wesenszügen zu suchen haben, die mit seinem Lebensalter kontrastieren. Wir beschränken uns dabei auf die Hervorhebung der auffälligsten Symptome; für eine feinere entwicklungspsychologische Analyse sind die wissenschaftlichen Voraussetzungen heute noch nicht gegeben.

Ausgesprochen jugendlich mutet Stratzkys exaltiertes Pathos, der Überschwang seiner Ausdrucksweise, die Schrankenlosigkeit seiner Begeisterung und das Schwelgen in erhabenen Vorstellungen an. Diese Eigentümlichkeiten sind bei einem Manne, der die Lebensmitte bereits überschritten hat, jedenfalls etwas Ungewöhnliches und erinnern an die während der Adoleszenz normalerweise auftretende enthusiastische Periode der Bejahung (*Ch. Bühler*⁶). Mit dieser hat Stratzky auch die verschwommene Sehnsuchtsstimmung, die „Umrißlosigkeit“ seines ekstatischen Erlebens gemeinsam; seine Gefühle erscheinen vielfach noch unbestimmt, „gegenstandslos“ (*Spranger*⁷). Überaus bezeichnend ist z. B. jenes Gedicht, das mit den Worten beginnt: „Wenn dich des Weltalls Tiefen überschleichen, treibt deine Sehnsucht voll und rein auf große Fahrt“ usw. (s. o.), oder etwa ein Vers aus einem anderen Gedicht: „Deine Seele, ach Geliebte, fühl ich in Unendlichkeiten“. Wie in typischen Pubertätsgedichten sucht man in seinen Gleichnissen („Welt- und Werdequell“ u. dgl.) oft vergebens nach einem ganz festen gegenständlichen Gehalt. Die einzelnen Erlebnisgebiete sind bei ihm auch nicht durch so scharfe Grenzen getrennt wie beim normalen Erwachsenen, unbestimmt hin und her wogend fließen sie zu einem unklaren All-Einheitsgefühl zusammen, so daß z. B. Naturgefühl, sexuelle und religiöse Ekstase bei ihm eng verwoben sind.

Pueril ist auch die mangelhafte Differenzierung zwischen Phantasie- und Erkenntnistätigkeit. Sein geringer Tatsachensinn hat darin seinen Grund. Wie der Jugendliche „überklettert er alle Hindernisse der konkreten Wirklichkeit und logischen Wahrscheinlichkeit und überläßt sich dem Wunsch und der Hoffnung, dem Traum und der Stimmung in der Ausgestaltung der inneren Bilder“ (*Ch. Bühler*). Er lebt zum Teil in einer „Idealwelt der großen Willensmöglichkeiten“ (*Gaupp*⁸), fühlt

¹ *Dromard*: Zit. nach *Kraepelin*.

² *Kraepelin*: Psychiatrie, Bd. 4., Leipzig 1909—1915.

³ *Gaupp*: Paranoia. Klin. Wschr. 3 (1924).

⁴ *Freud*: Sammlung kleinerer Schriften. 1911f.

⁵ *Stekel, W.*: Psychosexueller Infantilismus. Wien-Berlin 1922.

⁶ *Bühler, Charlotte*: Das Seelenleben des Jugendlichen. 2. Aufl. Jena 1923.

⁷ *Spranger, Eduard*: Psychologie des Jugendalters. 11. Aufl. 1928.

⁸ *Gaupp*: Psychologie des Kindes. 2. Aufl. Leipzig 1918.

sich als Religionsstifter, als Vorkämpfer neuer politischer Ideen, Schöpfer eines neuen Kunststiles usw. Obwohl er schon viel erlebt und erfahren hat, besitzt er doch keine „Erfahrung“ und Lebenskenntnis; die realistischere Denkweise, die nach der Pubertätsentwicklung unter Abnahme der Phantasietätigkeit normalerweise einsetzt, hat sich bei ihm nicht eingestellt, er ist der Tagträumer geblieben, bei dem die Phantasie die Wirklichkeit verdrängen und zum Teil ersetzen kann. Unmögliches und in der Erfahrung niemals Gegebenes (Fernwirkungen durch Gedankenübertragung usw.) erscheint ihm möglich und tatsächlich, und so bewegt er sich oft in einer magischen Denkweise, die der Geisteshaltung des Kindes ähnelt (*H. Werner*¹).

Der letzteren entspricht auch das Vorwalten der synthetischen (kombinierenden) Denkfunktionen über die kritisch-analysierenden, ebenso der betont anschauliche Charakter seiner Vorstellungen (*E. R. Jaensch*²), der sich unter anderem in seiner künstlerischen Tätigkeit, aber auch in der Symbolik seiner sprachlichen Ausdrucksweise zu erkennen gibt. Wenn er abstrakt zu sein versucht — wie in seinen weltanschaulichen und politischen Programmen („Neue deutsche Einheit“ usw.) — entgleist er immer ins Uferlos-Verschwommene. „Das ursprüngliche Erleben ist konkret, ganzheitlich, „gefühlartig““ (*F. Krueger*³). Diese Eigentümlichkeiten, die ihn einerseits infantil erscheinen lassen, machen ihn andererseits gerade zum Künstler. Auf die geistigen Parallelen zwischen dem Kinde und dem Künstler hat — wenn auch in etwas überspitzter Formulierung — *Freud*⁴ hingewiesen.

Einem so unreifen Denken wie dem Stratzkys fehlt sowohl die Distanz vom eigenen Ich als auch die Einsicht in den Ernst der Tatsachenwelt und das Verständnis für die Verbindlichkeit allgemeiner Normen, seien es nun solche logischer, ethischer oder sozialer Art. Wie dem Jugendlichen ist ihm die eigene Person das Maß aller Dinge, und aus diesem schrankenlosen Subjektivismus erwächst ihm ein Weltbild, das zwar wunschgemäß, aber falsch ist. Hier hat auch der Konflikt mit dem realen Leben seine Wurzel, der ihn zum erstenmal der Anstaltsbehandlung zuführte. Während die Auseinandersetzung mit dem Wirklichkeitsproblem normalerweise während der Pubertät zum Abschluß kommt, ist er damit auf der Höhe seiner Mannesjahre noch nicht fertig. Die Lage, in die er dadurch hineingerät, gleicht infolgedessen auch der puberalen Lebenssituation: Die Spannungen und Konflikte, welche diese in sich birgt, haben ihren Ursprung ebenfalls „darin, daß der Jugendliche an

¹ *Werner, Heinz*: Einführung in die Entwicklungspsychologie. Leipzig 1926.

² *Jaensch, E. R.*: Über Aufbau der Wahrnehmungswelt und ihre Struktur im Jugendalter. 2. Aufl. 1926.

³ *Krueger, F.*: Über Entwicklungspsychologie, ihre sachliche und geschichtliche Notwendigkeit, 1915.

⁴ *Freud*: a. a. O.

der kindlichen (egozentrischen) Einstellung seines Denkens festhält, mit dem das neue Wirklichkeitserleben nicht mehr in Einklang zu bringen ist“ (*W. Hoffmann*¹).

Nicht nur auf intellektuellem, sondern auch auf *emotionellem* Gebiet vermißt man bei Stratzky den seinem Alter entsprechenden Reifegrad. In der Norm „nimmt die Affizierbarkeit im Laufe des Lebens stetig ab, besonders was die Intensität der Gemütsbewegungen anbelangt“ (*J. Lange*²); bei ihm bleibt aber die Affekterregbarkeit und die Heftigkeit der Gefühlswallungen zeitlebens sehr groß. Ob man seine voraussetzungslos optimistische Grundstimmung, die Sorglosigkeit, mit der er in den Tag hineinlebt, noch als Ausdruck seiner cyclothymen Anlagekomponente ansehen soll, wie wir es bereits taten, oder doch schon als infantil betrachten muß, könnte zweifelhaft sein. Klarer lassen sich dagegen die Verhältnisse seiner Triebentwicklung beurteilen, als deren sinnfälligsten Indicator wir sein *Sexualverhalten* etwas näher ins Auge fassen wollen.

An die Pubertätszeit erinnert sein außerordentlich gesteigertes *theoretisches* Sexualinteresse. In seinem Denken spielt das Sexuelle eine ebenso große Rolle wie beim Jüngling, dem sich mit dem Erwachen des Geschlechtstriebes eben eine neue Erlebniswelt erschlossen hat, mit der er sich erst auseinandersetzen muß. Selbst bei hyperhedonisch veranlagten Erwachsenen pflegt man eine so ausgiebige gedankliche Beschäftigung mit der Sexualität nicht mehr anzutreffen. Sie füllt nicht nur seine weltanschaulichen Spekulationen aus, sondern bildet auch das Lieblingsthema seiner Phantasien. *Havelock Ellis*³ hat auf die ungeheure Verbreitung des erotischen Tagträumens im Jugendalter hingewiesen; man kann es fast zu den typischen Erscheinungen dieser Epoche rechnen. Die Sexualbetätigung in der Phantasie ist von derjenigen in der Realität vielfach nur durch fließende Grenzen geschieden. Sehr treffend sprach daher *W. Stern*⁴ vom „Ernstspiel“-Charakter der Jugenderotik. Auch bei Stratzky sehen wir neben ausschweifenden

¹ *Hoffmann, Walter*: Die Reifezeit. Leipzig 1922.

² *Lange, J.*: Affekte. *Birnbaums* Handwörterbuch.

³ *Havelock, Ellis*: Die krankhaften Geschlechtsempfindungen auf dissoziativer Grundlage. Übersetzt von *Jentsch*. Würzburg 1902.

⁴ *Stern, William*: Der Ernstspielcharakter der Jugenderotik. Verh. I. internat. Kongr. Sex.-Forsch. 3. Berlin und Köln 1928. — Der von *Stern* geschaffene Begriff des „Ernstspiels“ dürfte auch sonst in der Psychologie des Paranoikers sehr verwendbar sein. Man denke etwa an die teilweise verwirklichten „hochfliegenden Pläne blutrünstiger Romantik“ beim Hauptlehrer *Wagner*, ebenso an seine bezeichnende Mitteilung: „Ich habe mit dem Umbringen immer gespielt, wie ich immer spielte, ehe es blutiger Ernst wurde“. (*Gaupp*: Vom dichterischen Schaffen eines Geisteskranken. Jb. Charakterol. 2/3 (1926). Die Analogie mit dem Rollenspiel jugendlicher, selbst mit dem „Illusionsspiel“ (*K. Bühler*) der Kinder drängt sich einem auch beim paranoischen „Scheinkampf gegen selbstgeschaffene Schwierigkeiten“ (*A. Adler*) auf.

sadistischen Phantasiehandlungen an jungen Mädchen die tatsächliche Vergewaltigung eines solchen.

Bis tief in seine Mannesjahre ist unser Kranker fast knabenhaft schüchtern gegen Frauen und noch beim 38jährigen begegnen wir der typisch puberalen Ambivalenz der Einstellung zur Sexualität: Stärksten sexuellen Wünschen auf der einen steht eine überspannte Ablehnung derselben auf der anderen Seite entgegen; er beschließt, sein Schaffen zu einem „rein religiösen“ zu gestalten und schwärmt von einem Ehepaar, das auf dem Sterbebette seine Keuschheit offenbarte. Erst mehrere Jahre später gelangt er auch theoretisch zu einer eindeutigen Bejahung des Sexuellen. Bis dahin sind „Sexualität und „Erotik“ — trotz ihrer gemeinsamen Quelle — für Stratzky noch getrennte Erlebnisgebiete, was *Spranger, Ch. Bühler* u. a. als für das Jugendalter charakteristisch nachweisen konnten. Seine Liebe zu Luise H. läßt einen im engeren Sinne geschlechtlichen Unterton vermissen. Seine gleichzeitige reale Sexualbetätigung richtet sich auf andere Personen, sie vollzieht sich unabhängig von seiner Liebe zu Luise und wirkt auf diese kaum zurück. Seine Neigung mutet etwas unindividuell und schemenhaft an und hat viel von der „Realitätsferne der frühen Pubertätsschwärmerei“ (*W. Stern*¹) an sich. Der ganze Aufwand an Mut, Hartnäckigkeit, Geduld, Eifer, List und Gewalt, mit dem er sich Zutritt zu ihr zu verschaffen sucht, hat nur den einen kümmerlichen Zweck, der Angebeteten einen Blumenstrauß zu überreichen. Erst im Alter von 55 Jahren tritt er in Briefen auch mit grobsexuellen Wünschen an sie heran und schickt ihr ein Portrait seiner Genitalien.

In der sexuellen Objektwahl verfügt er zeitlebens über eine Vielzahl von Möglichkeiten. Die Breite seiner Ansprechbarkeit für geschlechtliche Reize ist ungewöhnlich groß. Er kann zwischen normaler und perverser Sexualbetätigung wechseln. In dieser mangelhaften Determinierung seines Triebziels offenbart sich wiederum ein infantilistischer Zug.

Es ist hier nicht der Ort, auf eine Auseinandersetzung mit *Freuds*² „Libidotheorie“ einzugehen; man wird ihr jedoch bei all ihrer Phantastik das eine immerhin als richtig entnehmen können, daß die Einengung der sexuellen Erregbarkeit auf das normale Triebziel nicht von vornherein gegeben ist, sondern sich aus einem „polymorphen“ Vorstadium erst allmählich entwickelt. Auch *Kretschmer*³ anerkennt, daß der Geschlechtstrieb während der Frühpubertät „noch nicht recht zielfest ist, so daß auch bei später ganz gesunden Menschen, in diesem Alter leicht Partialneigungen zum Vorschein kommen, die man in einer anderen Lebensphase als pervers bezeichnen würde“. Ebenso sieht *Kronfeld*⁴ die Grundlage perverser Triebabiegung in einer „mangelnden Herausbildung und erhöhten Labilität

¹ *Stern, W.*: Anfänge der Reifezeit, 1925.

² *Freud*: Drei Abhandlungen über Sexualtheorie, 5. Aufl. 1922. — Libidotheorie. — *Marcuses* Handwörterbuch der Sexualwissenschaft. Bonn 1923.

³ *Kretschmer*: Medizinische Psychologie. Leipzig 1922.

⁴ *Kronfeld*: Perversion und Perversität. *Marcuses* Handwörterbuch. — Sexualpsychopathologie. Leipzig und Wien 1923.

des psychosexuellen Verhaltens und des allgemein seelischen Verhaltens“, das „in erster Linie das infantile psychische Leben“ kennzeichnet. Übrigens hat schon *Kraepelin*¹ die Perversionen als Infantilismen aufgefaßt.

Innerhalb der zahlreichen sexuellen Situationen, die Stratzky infolge seiner Triebunentschiedenheit zugänglich sind, kann man bis zu einem gewissen Grade die tatsächlich vollzogenen von den nur in seiner Wunschphantasie erlebten unterscheiden. Bezüglich der ersteren sind bei ihm normale, masturbatorische, pädophile, homosexuelle und exhibitionistische Akte vorgekommen; festgestellt sind die dabei vorherrschenden koprophilen, analsexuellen und sadistischen Tendenzen. Diese werden von den Psychoanalytikern zu den präsexuellen Erscheinungen gerechnet, und auch *Spranger*, der der Psychoanalyse keineswegs geneigt ist, bestätigt: „Unmittelbar in die Vorpubertät fallen gewisse Neigungen, die in das Gebiet des Sadismus und der Analerotik hinüberspielen“. Im Laufe seiner Entwicklung verschiebt sich der Schwerpunkt deutlich auf die kombiniert pädophil-exhibitionistisch-sadistische Einstellung. Sein erklärtes Lieblingsobjekt sind Schulmädchen. Vor diesen exhibitioniert er, und an einem derselben vollführt er die zu seiner Verhaftung führende sadistische Mißhandlung und Vergewaltigung. Er möchte sie auch zu seinen normalen Geschlechtsakten als Zuschauer heranziehen. In seinen sexuellen Wunschphantasien unterstreicht er besonders das sadistische und analerotische Element und läßt auch „kannibalistische“ Tendenzen hervortreten. Sein Exhibitionismus ist selbst schon stark sadistisch gefärbt; er weidet sich vor allem an dem Schrecken und der Verwirrung, die er durch seine überraschende Entblößung unter den jungen Mädchen anrichtet. Durch den Anblick so tiefgreifender und starker Wirkungen, die er vermöge seiner Sexualität erzeugt, wird offenbar auch sein Selbstwertgefühl gehoben. Da es vor erwachsenen Frauen versagt — hier ist er schüchtern — wendet er sich an halb-wüchsige. Nur diesen gegenüber vermag er jenes Freisein von Scham, Unsicherheit und Hemmungen zu erleben, das einen unbeeinträchtigten Geschlechtsgenuß, ein unbehindertes „Sichausleben“ ermöglicht. Aus der gleichen Wurzel ist wohl auch sein Sadismus herzuleiten: Es bedeutet ebenso wie das Sichbegnügen mit Kindern ein „Armutszeugnis“, wenn er darauf angewiesen ist, sein Geltungsstreben und Machtbedürfnis auf Kosten des Sexualpartners zu befriedigen. Dementsprechend stellt auch *Kronfeld*² fest: „Wir finden dieses Verhalten in dem sexuellen Wunschbereich von Menschen, die schüchtern und zurückgezogen dem wirklichen Leben gegenüberstehen“; die von ihm beobachteten Sadisten „waren stets Menschen, die es sich nicht zutrauten, sich auf geradem Wege in ihrem allgemeinen und sexuellen Geltungsbedürfnis durchzusetzen“. Wenn Stratzky hierin an Jugendliche erinnert, die ihr noch

¹ *Kraepelin*: Psychiatrie Bd. 4, 8. Aufl. Leipzig 1915.

² *Kronfeld*: Sadismus. *Marcuses* Handwörterbuch.

unsicheres Selbstgefühl oft durch rohe Zerstörungen und Gewalthandlungen zu stärken suchen, mit denen sie ebenso renommieren wie er mit seinem Sadismus, so erscheint sein Exhibitionieren schon als direktes Symptom einer Triebentwicklungshemmung. Diese „rudimentäre Sexualaggression“ (*Bloch*) findet sich überhaupt „ganz besonders bei infantilistischen Typen verschiedener Art“. „Es bedarf eines Sexualobjektes nur zur Auslösung, nicht zum Vollzug. Bei letzterem ist der Sexualpartner nicht mehr mitwirksam. In dieser Hinsicht steht der Exhibitionismus solchen Triebanomalien nahe, bei denen ein infantiles Sexualverhalten ohne weiteres deutlich ist: dem Narzißmus und der Onanie“ (*Kronfeld*)¹. Eine bis in die späten Mannesjahre betriebene Onanie ist bei ihm erwiesen, und als Narzißmus könnte man vielleicht die außergewöhnlich liebevolle Sorgfalt, Geduld und Ausdauer betrachten, mit der er monatelang an Selbstbildnissen malt. Es hat sich aber nicht feststellen lassen, ob dieses Verhalten über bloße Selbstgefälligkeit hinausgeht und wirklich mit sexuellen Regungen verbunden ist. — Seine homosexuelle Betätigung wird man vorwiegend als situationsbedingte „Nothomosexualität“ aufzufassen haben; wenigstens legt jene Äußerung Stratzkys, in der er die Körperformen eines von ihm sexuell begehrten Mitpatienten denen eines jungen Mädchens vergleicht, diese Deutung nahe. Eine konstitutionelle Grundlage wird man dafür trotzdem anerkennen müssen (*Gaupp*)², um so mehr, als die Gelegenheitshomosexualität mit der echten durch alle möglichen Übergangsformen verbunden ist (*Kehrer*)³. Auffälligerweise richten sich die sexuellen Wünsche des 55jährigen neben Luise H. auch auf deren Mutter, und in einer zeichnerischen Selbstdarstellung exhibitioniert er nun vor *erwachsenen* Frauen. Es ist freilich ungewiß, ob er Frau H. gegenüber, in der er sonst nur seine mütterliche Gönnerin zu sehen schien, nicht auch schon früher geschlechtliche Regungen empfand. Die von ihm geäußerte Sympathie mit dem Inzest eines anderen (s. oben) zeigt jedenfalls, daß ihm die Koppelung von kindlicher und sexueller Zuneigung nicht ganz fremd ist. Ein „Ödipuskomplex“ im Sinne der Psychoanalyse ist bei ihm jedoch kaum nachzuweisen; man vermißt insbesondere jede Spur von Vaterhaß.

Damit sind wohl alle wichtigeren sexuellen Anomalien Stratzkys erfaßt, die aus den Akten, der klinischen Beobachtung und Selbstzeugnissen zu belegen sind; sich in weitergehende Vermutungen darüber einzulassen, erscheint im Hinblick auf die Uferlosigkeit der konstruktiven psychoanalytischen Spekulationen nicht ratsam. Das hier zusammengestellte Material genügt bereits, um die „Grundstörung der Sexual-

¹ *Kronfeld*: Exhibitionismus. *Marcuses* Handwörterbuch.

² *Gaupp*: Das Problem der Homosexualität. *Klin. Wschr.* 1922.

³ *Kehrer*: Über Wesen und Ursache der Homosexualität. *Dtsch. med. Wschr.* 1924, Nr 19.

formel“ (*Kehrer*)¹, die — wie *Kolle*² am umfassendsten nachgewiesen hat — bei Paranoikern so häufig ist, auch an unserem Fall zu zeigen. Dem etwaigen Einwand, daß es sich bei Stratzky vielleicht nur um erlebnismäßig bedingte, etwa erst durch die Verführung in Spanien assoziativ fixierte Triebverirrungen ohne konstitutionelle Grundlage handelt, wird man mit *Marcuse*³ entgegenhalten können, daß „eine biologisch vollwertige Konstitution genügend Sicherheit der Selbstentfaltung (*Kahn*) besitzt, um durch alle äußeren Behinderungen und Ablenkungen hindurch das normale Sexualziel zu finden; . . . Abartungen des Geschlechtstriebes beweisen, daß der Konstitution des Individuums jenes wesentliche Merkmal biologischer Vollwertigkeit gefehlt haben muß“.

Die bisher dargelegten „evolutiven Anachronismen“ (*Kahn*)⁴ auf intellektuellem und affektivem Gebiet dürften die Annahme einer psychischen Entwicklungshemmung bei Stratzky hinlänglich rechtfertigen. Es braucht wohl nicht erst besonders betont zu werden, daß der hier durchgeführte Vergleich noch keine Gleichsetzung bedeutet: Ein entwicklungsgehemmter Erwachsener ist ein Wesen mit ganz anderen psychischen Proportionen als ein Jugendlicher, mag er diesem auch in noch so vielen Zügen gleich geblieben sein; die Gesetzmäßigkeiten des juvenilen Seelenlebens lassen sich in ihrer Gesamtheit also trotz der zahlreichen Übereinstimmungen im einzelnen nicht ohne weiteres auf den vorliegenden Fall übertragen. Außerdem bleibt immer noch die eine Frage völlig ungeklärt, ob es sich bei Stratzky wirklich um eine von vornherein bestehende Entwicklungshemmung oder vielleicht doch um eine nachträglich durch einen krankhaften Prozeß bedingte teilweise „Regression“ auf eine genetisch frühere (primitivere) Stufe handelt, wie sie von der Entwicklungspsychiatrie (*Freud*, *Storch*, *Reiß*, *Schilder* u. a.) gelehrt wird. Ganz abgesehen von der überhaupt noch problematischen Berechtigung dieser Lehre, läßt sich die aufgeworfene Frage an Hand der hier verfügbaren anamnestischen Daten nicht entscheiden. Sie leitet übrigens schon zu einem weiteren Gesichtspunkt über: dem psychopathologischen.

c) Für die *psychopathologische* Beurteilung Stratzkys ist vor allem sein Hauptsymptom von maßgebender Bedeutung: die *Wahnbildung*. Wir vergegenwärtigen uns daher nochmals deren gegenständlichen *Inhalt*.

¹ *Kehrer*: Paranoische Zustände. In *Bumkes Handbuch der Geisteskrankheiten*, 1928.

² *Kolle*: Die primäre Verrücktheit. Leipzig 1931. — Über „paranoische“ Psychopathen. *Z. Neur.* **36** (1931).

³ *Marcuse, Max*: Sexualpsychologie, Perversionen. In *Birnbaums Handwörterbuch der medizinischen Psychologie*.

⁴ *Kahn*: Über evolutive Anachronismen. In: *Die psychopathischen Persönlichkeiten*. *Bumkes Handbuch*, 1928.

1. Wir finden bei unserem Kranken ein Neben- und Nacheinander verschiedener Wahninhalte und -richtungen; als führend ist unter ihnen aber ohne weiteres der *erotische Wunscherfüllungswahn* zu erkennen. Der Glaube an die Gegenliebe seiner Auserwählten füllt ihn fast völlig aus und überdauert seit mehr als zwei Jahrzehnten alle Ablenkungen und Anfechtungen durch die Wirklichkeit. Von vornherein erstreckt er sich auch auf die Eltern der Geliebten, an deren unbegrenztes Wohlwollen und Gönntum er mit gleicher Überzeugung glaubt. Daran knüpfen sich gewisse *Hilfskonstruktionen*, wie z. B. die Annahme einer telepathischen Verbindung mit der Geliebten, eines geheimen Nachrichtempfangs durch die Zeitung und einer erzieherischen Fernbeeinflussung durch ihren Vater, als dessen Beauftragte ihm auch fremde Personen erscheinen. Gleichzeitig besteht eine anscheinend ebenso wenig von Zweifeln beeinträchtigte *wahnhaft Selbstüberschätzung*: Er hält sich für einen großen Maler, der zur Begründung eines neuen Kunststils berufen ist, für einen begabten Dichter, für einen politisch-weltanschaulichen Führer zur „neuen deutschen Einheit“ und für den Vorkämpfer einer neuen „Weltreligion des Weibes“. Während des Anstaltsaufenthaltes tritt als weiterer positiver Inhalt ein *Unschuldswahn* hinzu: Seine Sittlichkeitsdelikte können ihm nicht zur Last gelegt werden, weil er nicht aus eigenem Antrieb, sondern unter fremdem Zwange („Hypnose“) gehandelt habe und somit ein Opfer fremder Bosheit geworden sei; aus dem Hinterhalt seien von Feinden „dressierte“ Schulmädchen auf ihn losgeschickt worden. Die Tatsache der langen Internierung veranlaßt ihn zur Bildung eines *Erklärungswahns* im Sinne einer Beeinträchtigung: Anfangs sind es — recht verschwommen gedachte — „sehr feine politische Motive“, die seiner Entlassung entgegenstehen, später ist es eine Journalistengruppe, die ihn festhalten läßt, damit sie seine Ideen ungehindert verwerten kann, ohne wegen dieses Plagiats von ihm belangt zu werden. Nur ganz flüchtig treten auch spontan *Beeinträchtigungsideen* (man tue ihm schädliche Mittel ins Essen) oder hypochondrische Vorstellungen (Lues) hervor. Von diesen Wahninhalten zu unterscheiden sind gewisse *wahnhaft anmutende Ausreden*, die er seiner Umgebung gegenüber gebraucht: Eine bestimmte Familie verfolge ihn, weil sie ihm den beruflichen Aufstieg und seine Erfolge bei Damen nicht gönne, oder weil er um die Tochter geworben habe, wobei Mißverständnisse entstanden seien usw. Daß er an solche Angaben, für die er ihm besonders naheliegende Assoziationen verwendet, selbst nicht glaubt, zeigt sein reales Verhalten: Er schreibt weiter Briefe, die weder darauf Bezug nehmen noch damit vereinbar wären. Sie haben für ihn höchstens den Wirklichkeitswert von „wahnhaften Einbildungen“ (*Birnbaum*)¹.

¹ *Birnbaum, K.*: Psychosen mit Wahnbildung und wahnhafte Einbildungen bei Degenerierten. Halle 1908.

Dagegen ist an der Echtheit der Überzeugung, die hinter seinem Hauptwahn steht, gar nicht zu zweifeln. Es mag zutreffen, „daß die Wahnbildung des Paranoikers häufig nicht ein plumpes Fürwahrhalten im Sinne einfacher Einreihung einer Idee in den groben allgemeinen Realitätszusammenhang ist“, daß die paranoische Idee halb über den Dingen schwebt und aus einem anderen Stoff als die Realität, viel weniger Wirklichkeit als vielmehr Flucht vor der Wirklichkeit ist (*Kretschmer*)¹, in diesem Falle ist sie jedoch wie nur irgendeine sachliche Gewißheit fest in den Wirklichkeitszusammenhang eingefügt (ihm nicht bloß „vorgeschaltet“)² und wird zum Motiv entscheidender Entschlüsse, für deren Durchführung ein hohes Maß von Energie und eine über alle Demütigungen und Hindernisse sich hinwegsetzende Hartnäckigkeit aufgeboten wird. Die „objektive Realitätsbedeutung“ des Wahns (*O. Kant*) ist hier also eine uneingeschränkte; sein Inhalt wird ernst genommen wie eine feststehende reale Tatsache und auch praktisch dementsprechend behandelt. Zum Unterschied davon ist die Kraft und Tiefe des Gewißheitserlebnisses bei seinem Unschuld- und Erklärungswahn, der in Beeinträchtigungsideen gipfelt, ziemlich gering; es ist kein rechter Druck dahinter, und auch sein reales Verhalten erhält davon keinen Impuls. Er denkt gar nicht daran; damit Ernst zu machen und etwa ein Wiederaufnahmeverfahren zu betreiben oder irgend etwas gegen die boshaften Journalisten zu unternehmen, sondern begnügt sich damit, seine Hypothese dem Tagebuch und einmal auch dem Arzt anzuvertrauen; sie ist also nur für den Hausgebrauch seiner Selbstwertrettung bestimmt.

2. Es ist nun die Frage, wie man sich im vorliegenden Falle die Entstehung des paranoischen Wahns zu denken hat. Das Problem der Wahnbildung wird von der modernen Forschung verschieden beantwortet. Während die eine Gruppe der Autoren (*Bonhoeffer, Bumke, Gaupp, Kehrer, Kretschmer, Raecke, Siefert, Wilmanns* u. a.) den Wahn als psychogene Reaktion (oder Selbstentwicklung) nur aus den im Charakter, Erlebnis und Milieu enthaltenen Faktoren zu erklären versucht, nimmt eine andere Gruppe von Forschern noch einen weiteren, psychologisch nicht mehr faßbaren Faktor, der entweder als besondere Reaktionsweise (*J. Lange*), als Phase (*Specht, Ewald*) oder als Prozeß (*Bleuler, Jaspers, Kahn, Kolle, K. Schneider* u. a.) gedacht wird, in die Ursachenformel des Wahns auf und macht geltend, daß Charakter, Erlebnis und Milieu zwar das Zustandekommen der jeweiligen Wahninhalte verständlich machen, nicht aber die formale Tatsache des Wahngeschehens (der Wahnfunktion) selbst zu erklären vermögen.

¹ *Kretschmer*: Der sensitive Beziehungswahn, 2. Aufl. Berlin 1927.

² *Kant, Otto*: Beiträge zur Paranoiaforschung I. Die objektive Realitätsbedeutung des Wahns. Z. Neur. 108 (1927).

Ohne uns von vornherein auf eine dieser Theorien festzulegen, prüfen wir zunächst, wie weit wir in unserem Falle mit der *ersten* auskommen können.

a) Um mit dem äußerlichsten der genannten Faktoren zu beginnen: Dem *Milieu* kann man bei Stratzky nur eine recht untergeordnete Bedeutung beimessen. Zu seiner Umgebung stand er immer nur in einem sehr lockeren Gefühlsverhältnis, sie war ihm eigentlich nahezu gleichgültig. In seiner äußeren Lebenshaltung weitgehend anpassungsfähig und bedürfnislos, in seinem Benehmen oberflächlich kontaktfähig und umgänglich, hat er sich — ohne Wurzel zu fassen — in jede Lage hineinfinden können und unter seinem Milieu nicht gelitten, weil er sich mit diesem nie tiefer verbunden fühlte. Seine Erfolge als Maler, die ihm den Zugang zu den ersten Gesellschaftskreisen erschlossen, ließen auch kein Gefühl des Zurückgesetzseins in ihm aufkommen. Bei seiner egozentrischen Einstellung und dem Mangel an kollektivistischem Empfinden erlebte er sein Ich immer in einer gewissen „splendid isolation“, und selbst mit seinen nächsten Angehörigen verband ihn kein solches Gemeinschaftsgefühl, daß der Gedanke an seine Herkunft aus einer subalternen Beamtenfamilie bei ihm eine besondere Rolle zu spielen und ihn vornehmeren Kreisen gegenüber mit einem drückenden Minderwertigkeitsbewußtsein zu belasten vermocht hätte. Ob und wie weit an seinem etwas schüchternen Verhalten gegenüber erwachsenen Frauenspersonen neben der pubertätsmäßig ambivalenten Einstellung zum Sexuellen und der Triebverirrung auch Unterlegenheitsgefühle beteiligt sind, ist schwer zu entscheiden. Für den bereits voll entwickelten Wahn wird man der Milieuwirkung allerdings Zugeständnisse machen müssen: Die durch die Anstaltshaft erzwungene Enthaltsamkeit und Absperrung von der Außenwelt erhält das „Wahnbedürfnis“ wach, sie wird zum Motiv für ein weiteres Festhalten an dem schon vorher geschaffenen subjektiven Ersatz für das objektiv Versagte. Der langdauernde Abschluß von der Welt und die einsiedlerhafte Einengung des äußeren Lebenshorizontes könnten das schon früher wenig realistische Denken unseres Kranken der lebendigen Wirklichkeit noch mehr entfremdet haben, so daß der kritische Widerstand gegen Phantasiegebilde erst recht vermindert wurde. Völlig sich selbst überlassen, durch keine Verwicklung in äußere Ereignisse abgelenkt, klammert er sich ganz an seinen Wahn, der bereits etwas in den Hintergrund getreten war, nun aber wieder in den Mittelpunkt des Erlebens gerückt wird. Die Anstaltshaft wird auch zum Anlaß eines Erklärungswahns (s. oben), durch den er sich ihre Ursache und lange Dauer in einer seinen Ichwert erhöhenden Deutung verständlich und erträglich zu machen sucht.

Die Frage nach der ätiologischen Rolle eines *Erlebnisses* kann in unserem Falle verneinend oder bejahend beantwortet werden, je nach der Fassung, die man dem Erlebnisbegriff gibt. Lehnt man sich an den

gewöhnlichen Sprachgebrauch an, dem auch *K. Schneider*¹ und *Kehrer*² folgen, von denen der letztere das Erlebnis als „seelisch bedeutsamen, einmaligen Außenreiz“ definiert, so wird man bei Stratzky vergeblich danach suchen. Insbesondere ist ein konfliktschaffendes „Erlebnis beschämender Insuffizienz“ bei ihm nicht nachzuweisen. Auch nicht auf sexuellem Gebiete — es sei denn, daß er es bloß hartnäckig verschwiegen und abgeleugnet hat; diese Annahme läßt sich jedoch nicht wahrscheinlich machen. Das gewöhnliche Kausalverhältnis von Erlebnis und Wahnbildung erscheint hier geradezu umgekehrt: Erst der entwickelte Liebeswahn veranlaßt ihn zu einem Vorgehen (Werbung), das ihm Demütigungen (zunehmend schroffe Abweisungen und Verbringung in die Irrenanstalt) einträgt. Daß diese Erlebnisse auf den Wahn aber zurückwirken und ihn „nach dem psychologisch primitivsten Rezept einer ideellen Trotzverwirklichung wirklichkeitsversagter Elementarwünsche“ (*Kehrer*) erst recht anstacheln, ist ohne weiteres ersichtlich: auch sein äußeres Verhalten zeigt, wie seine Leidenschaft durch jede weitere Abweisung nur gesteigert wird und zu immer größerer Zudringlichkeit führt. Nur an den untergeordneten Wahnbildungen: dem Unschuld- und Erklärungswahn sind äußere Ereignisse mit starker Gemütswirkung (die Verhaftung wegen des Sexualdelikts und die anschließende Anstaltsunterbringung) von vornherein pathogenetisch beteiligt. Auffallend ist dabei, wie spät die wahnhaftige Verarbeitung dieser Erlebnisse einsetzt; erst im Alter ist Stratzky seinem früheren Sexualverhalten so weit entfremdet, daß er sich damit gefühlsmäßig nicht mehr völlig identifizieren, es nicht mehr ganz „verstehen“ kann und die Motive daher in der Außenwelt sucht. — Andererseits kann man mit *Kretschmer* den Begriff des Erlebnisses so weit ausdehnen und verinnerlichen, daß man dafür nicht unbedingt das Vorliegen eines konkreten, äußeren Ereignisses verlangt, sondern auch spontan, ohne aktives Zutun der Außenwelt rein subjektiv entstehende affektive Situationen als genügend erachtet. In diesem Sinne stellt die aufflammende Leidenschaft Stratzkys für das während seiner Abwesenheit erblühte 17jährige Mädchen allerdings ein entscheidendes Erlebnis dar, mächtig genug, um einen in der Persönlichkeit bereitliegenden Wahnmechanismus ins Rollen zu bringen. Es ist also nur eine Frage der Definition, ob man hier noch von einer reaktiven oder schon von einer Selbstentwicklung des paranoischen Wahns zu sprechen habe.

Viel eindeutiger sind die pathogenen Faktoren, die in seinem *Charakter*³ gegeben sind, weshalb wir diesem auch von vornherein solche Aufmerksamkeit widmeten.

¹ *Schneider, K.*: Zur Frage des sensitiven Beziehungswahns. *Z. Neur.* 59 (1920).

² *Kehrer*: Erotische Wahnbildungen sexuell unbefriedigter weiblicher Wesen. *Arch. f. Psychiatr.* 65 (1922).

³ Im obenbezeichneten Wortsinn.

Stratzky wird völlig von seinen Gefühlsbedürfnissen beherrscht; Elemente einer rationalen Lebenseinstellung treten dagegen ganz zurück. Einer Beherrschung oder gar Unterdrückung seiner affektiven Regungen und Selbstbescheidung ist er so gut wie gar nicht fähig. Er richtet sich nicht nach Vernunftgründen, sondern nur nach dem Diktat vorwaltender Affekte. Auf der Skala seiner Gefühlsregister nehmen die *sexuellen* den breitesten Raum ein und überflügeln auch an Intensität alle anderen Regungen. Die Befriedigung seines Liebesbedürfnisses, in seinen höheren wie in seinen tieferen Schichten, ist für ihn eine innere Lebensnotwendigkeit. Wäre ihm hier jeder Weg zur Erfüllung und Verwirklichung versperrt, so hätte er darunter schwer zu leiden, der Zustand wäre für ihn beklemmend und überhaupt unerträglich, sein Drang nach Selbstentfaltung (*Kahn*) wäre gerade dort unterbunden, wo er sich am elementarsten geltend macht. Schon den bloßen Gedanken an eine solche Möglichkeit weist er entschieden von sich, ohne ihn überhaupt erst zu erwägen; sein Intellekt steht schon von vornherein unter dem katastrophalen Druck solcher emotionellen Postulate.

Und die *Eigenart seines Intellektes* ist wie dazu geschaffen, einem solchen Druck nachzugeben: er ist zu *subjektivistisch*, um vom eigenen Ich und seinen Wünschen völlig absehen und mit sachlicher, unvoreingenommener Einstellung einen gegebenen Tatbestand unverfälscht erfassen zu können; seine *kritische* Befähigung ist zu gering, um die Abweichung seiner Vorstellungen von der Wirklichkeit und die Unstimmigkeiten und Widersprüche innerhalb der ersteren klar zu erkennen; seine *kombinatorische* Begabung ist dagegen zu groß, als daß er nicht jede Zufälligkeit und jeden nebensächlichen Umstand mit seiner Lieblingsvorstellung in Verbindung bringen und daraus einen — ihm selbst logisch zureichenden — Scheingrund für seine Überzeugung konstruieren und jeden gegebenen Sachverhalt so umformen könnte, daß er zu seinen Wünschen paßt; seine *Phantasie* ist zu lebhaft, um ihm das Gewünschte nicht bereitwillig vorzuspiegeln. Mit seinem geringen Kritikvermögen hängt es zusammen, daß er die Übergriffe der Phantasie in den Bereich der Wirklichkeit nicht als solche erkennt, und daß er für seine Ansichten und Urteile schon recht fadenscheinige und nebensächliche „Gründe“ als vollkommen evidente Beweise gelten läßt, ja daß er überhaupt nicht alle in Betracht kommenden Gründe und Gegengründe zu Ende durchdenkt, sondern an vielen einfach vorbeisieht und seine Erwägungen mit einer vorschnellen Entscheidung beendet. Schon auf neutralem Gebiete erweisen sich seine *logisch-kritischen Funktionen* als *insuffizient* (sofern sie sich nicht auf ganz banale Dinge beziehen): z. B. ein paar zusammengelesene Kenntnisse über den Bau des Nervensystems genügen seiner leichtfertigen Logik schon, um mit dogmatischem Hochmut gegenüber der „Schulwissenschaft“ die verschwommene Theorie einer „Dreifelderwirtschaft des Geistes“ aufzustellen, von deren absoluter Richtigkeit

er fest überzeugt ist. Wie viel mehr muß ein solcher Intellekt versagen, sobald er unter dem Druck ungestümer Affekte funktioniert! Wenn hier von einer Insuffizienz der logisch-kritischen Funktionen gesprochen wird, so soll damit *nicht* etwa gesagt werden, daß Stratzky *unintelligent* sei; im Gegenteil, sein Einfallsreichtum, seine Kombinationsgabe, die geistige Beweglichkeit, die vielseitige Interessiertheit und gute Auffassungsgabe, die rasche und oft originelle Verarbeitung des Aufgenommenen lassen ihn sogar als recht intelligent erscheinen, und bereits in der Schule galt er als einer der „hellsten“ Jungen. Aber seiner an sich beachtlichen Intelligenz fehlt die Reife, sie ist juvenil geblieben; sie weist, wie schon erwähnt, die Schwächen auf, die der juvenilen Intelligenz normalerweise noch anhaften: Subjektivismus, (Katathymie) Unsachlichkeit, Voreiligkeit der Schlüsse und Verallgemeinerungen, Verschwommenheit (geringe begriffliche Schärfe), Überwuchern der Phantasie, Mangel an Kritik usw. Es ist also nicht etwa seine gesamte Intelligenz gering, sondern es sind bloß diejenigen ihrer zahlreichen Komponenten, die dem Erwachsenen normalerweise zukommen, bei ihm unterentwickelt: die kritische Zügelung, Sachlichkeit und Realistik des Denkens.

Ein Intellekt von solcher Beschaffenheit ist als „Nachbar“ einer Affektivität von solcher Intensität geradezu prädestiniert zu katathymen Wahnbildungen (*H. W. Maier*)¹ in „wahnreifen“ (*Krapf*)² Lebenssituationen — um so mehr, wenn das Wahrheitsbedürfnis gegenüber anderen Gemütsbedürfnissen einen so untergeordneten Rang einnimmt. Dazu kommt noch die holothyme (*Bleuler*)³ Wirkung seiner *optimistischen* (*euphorischen*) *Grundstimmung*, die seinem speziellen Wunscherfüllungswahn den allgemeinen Hintergrund einer heiter-zuversichtlichen Weltanschauung verleiht.

So setzt die erotische Wahnbildung bei Stratzky schon gleichzeitig mit seinen erotischen Wünschen ein: Er liebt eine junge Dame leidenschaftlich und ist damit auch schon von ihrer Gegenliebe fest überzeugt. Der Wahn tritt spontan als naive Selbstverständlichkeit auf, nicht erst als Ersatzmittel für etwas von der Wirklichkeit Versagtes. Dieses reale Versagtsein seines Wunschziels erlebt er überhaupt erst, nachdem er seiner Wahnüberzeugung entsprechend handelt. Die Konflikte, die sonst zu paranoischen Wahnbildungen führen, lassen sich bei ihm für die Zeit der Entstehung seines Hauptwahnes nicht nachweisen; die Widersprüche zwischen Wunsch und Wirklichkeit werden von ihm überhaupt nicht bemerkt und erlebt, sie sind für ihn einfach nicht da. Sie

¹ *Maier, H. W.*: Über katathyme Wahnbildung und Paranoia, *Z. Neur.* **13** (1912).

² *Krapf, E.*: Paranoischer Liebes- und Verfolgungswahn mit symptomatischer Exacerbation. *Arch. f. Psychiatr.* **81** (1927).

³ *Bleuler*: Affektivität, Suggestibilität, Paranoia. 2. Aufl. Halle 1926.

unterhalten aber, nachdem sie aktuell geworden sind, den bereits vorher entstandenen Wahn, der nun tatsächlich das in der Realität vermißte Glück ideell ersetzen und über die erlebte kränkende Zurückweisung hinweghelfen muß. Jetzt erst wird der Wahn zu einem gewaltsamen, verkrampften Hinwegsehen über die wirklichen Verhältnisse. Er nährt sich nicht aus irgendwelchen inneren Konflikten, sondern aus der Nichterfüllung einer gewünschten äußeren Situation. Es ist nun bemerkenswert, daß nicht die gesamte Sexualität in die Wahnbildung mit eingeht, sondern gewissermaßen nur ihre „obere“ Schicht — wenn man sich der Ausdrucksweise der geisteswissenschaftlichen Psychologie bedienen will: nur seine „Erotik“. Wir haben im entwicklungspsychologischen Teil bereits hervorgehoben, daß „Sexualität“ und „Erotik“ bei Stratzky getrennte Erlebnisgebiete darstellen und sich verschiedenen Objekten zuwenden, wie beim Jugendlichen während der Pubertät. Diese Trennung wirkt sich aus bis in den Liebeswahn: nur seine erotischen Gefühlsbedürfnisse suchen in ihm Zuflucht, während sich nebenher seine grobsexuellen Triebregungen auf ihre Weise frei betätigen, ohne die ersteren damit zu beeinträchtigen. Erst recht spät (1928) richten sich auch seine sexuellen Wünsche auf die Geliebte. Im Alter nimmt mit dem Abflauen des Triebes auch die Intensität des Wahnes ab; er gibt, wenn auch widerwillig und zögernd, ihre Verheiratung nun zu, und seine Sexualität äußert sich fast nur noch in philosophischer Verwässerung (oder, wenn man so will, „Sublimierung“) als Entwurf seiner „Weltreligion des Weibes“, die im Mutterkult gipfelt. Was aber unvermindert fortbesteht, ist ein etwas kindliches Anlehnungs- und Schutzbedürfnis, und er hält infolgedessen daran fest, daß die Eltern der Geliebten, die von ihm längst nichts mehr wissen wollen, nach wie vor seine wohlwollenden Gönner sind und nur auf seine Entlassung warten, um sich wieder seiner anzunehmen. Was für einem tiefempfundenen Bedürfnis sein Liebeswahn entgegenkommt, und wie sorgsam er ihn daher kultiviert, als Kleinod behütet und auch jedem Versuch einer Korrektur entzieht, zeigt am besten der Ausspruch, mit dem er die eindringenden Fragen des Arztes abwehrt: „Das sind mir Werte, die ich nicht angetastet sehen möchte“. Daß man mit der Anerkennung eines finalen Sinns der Wahnbildung nicht in Gegensatz zur kausalen Betrachtungsweise tritt, sondern diese bloß von einer anderen Richtung her ergänzt (*Kahn*)¹, braucht heute wohl nicht mehr besonders betont zu werden.

β) Man wird der unter anderen von *Scholz*² vertretenen vermittelnden Ansicht beipflichten müssen, daß „mindestens ein Teil systematisierter Wahnbildungen“ rein psychogen und in unmittelbar verständlicher Weise zustande kommt; gerade unser Fall scheint jedoch nicht zu

¹ *Kahn, E.*: Über Wahnbildung. Arch. f. Psychiatr. 88 (1929).

² *Scholz, W.*: Charakter, Erlebnis und Wahnsinn bei der Paranoia. Z. Neur. 127 (1930).

diesem Teil zu gehören. Mit den bisher aufgezählten Faktoren dürfte bei ihm die Ursachenformel der Wahnentstehung noch nicht erschöpft sein. Ob man den noch nicht erfaßten Rest in der von *Lange*¹ geforderten „besonderen paranoischen Reaktionsweise“ suchen soll, „die mit dem Charakter nichts zu tun hat“, andererseits aber auch nicht als Ausdruck eines Krankheitsprozesses, sondern nur als „tiefer begründete, besondere Anlage“ gedacht wird, ist allerdings fraglich. Diese Formulierung ist nicht ganz eindeutig und läßt sich dialektisch umbiegen, wie *Kehrer*² es bereits getan hat; wenn man unter dem Charakter das Gesamtsystem der individuellen psychischen Reaktionsdispositionen³ (der affektiven wie der intellektuellen) versteht, so ist auch die Disposition zur paranoischen Reaktionsweise nichts anderes als ein „Bestandteil“ des Charakters⁴. Es ist daher zweckmäßiger, nach den restlichen Teilursachen in bestimmterer Richtung zu suchen und die Frage konkreter zu stellen: sind bei unserem Kranken Anhaltspunkte für phasische oder prozeßhafte Faktoren gegeben, die man für die Wahnbildung mitverantwortlich machen kann?

Daß bei Stratzky manische (bzw. hypomanische) und depressive *Phasen* beobachtet worden sind, wurde schon hervorgehoben. Auf seinen Hauptwahn haben diese Phasen anscheinend wenig Einfluß gehabt⁵; während seiner hypomanischen Perioden schwillt er zwar etwas an; seine Depressionen führen aber zu keinem Abbau, sondern lassen bloß die Verärgerung darüber stärker hervortreten, daß er nicht die seiner Selbsteinschätzung entsprechende Anerkennung findet und sein Leben in einer unwürdigen Situation verbringen muß, während er sonst über das Trostlose seiner Lage einfach hinwegsieht. Die 1925 geäußerten gelinden Zweifel an seinem Wahn stehen auch zeitlich mit keiner Verstimmung in Verbindung. Dagegen waren kurze depressive Phasen offensichtlich an der Entstehung von hypochondrischen (1911) und Beeinträchtigungsideen (1911, 1922) beteiligt.

¹ *Lange, J.*: Über die Paranoia und die paranoische Veranlagung. *Z. Neur.* 94 (1925).

² *Kehrer*: Veranlagung zu Wahnkrankheiten. In *Kehrer-Kretschmer*: Die Veranlagung zu seelischen Störungen. Berlin 1924.

³ oder „Eigenschaften“, die nach *Ludwig Binswanger* ja auch „nichts anderes als die objektivierte Regelmäßigkeit psychischer Vorgänge“ sind. (Einführung in die Probleme der allgemeinen Psychologie. Berlin 1922.)

⁴ *Kehrer* möchte die paranoische Reaktionsweise allerdings mit einem Mißverhältnis („verrückten Arrangement“) der Triebfedern gleichsetzen. Sie umfaßt aber außer der bezeichnenden Art des emotionellen Verhaltens unzweifelhaft auch eine besondere Eigentümlichkeit des *Denkens* (auf die schon *Kraepelin*, *Gaupp* u. a. hingewiesen haben, s. o.). Sie hat also nicht nur an der affektiven, sondern auch an der *intellektuellen* Struktur der Persönlichkeit Anteil.

⁵ Im Gegensatz zu einem der Fälle von *Fritz Kant*: Über die Kombination reaktiver und charakterologischer mit phasischen und prozeßhaften Faktoren in der paranoischen Wahnbildung. *Arch. f. Psychiatr.* 87 (1929).

Es fehlt auch nicht an Hinweisen auf die Möglichkeit eines schizophrenen *Prozesses*. Seine wiederholte Nahrungsverweigerung (1911) ohne ersichtlichen Grund — die Idee, es könne etwas Schädliches im Essen sein, hatte er schon vorher fallen gelassen — macht den Eindruck eines endogen bedingten Verhaltens, und die verschrobenen Motive, die er nachher dafür angab, sind vielleicht nur ein Versuch, das an sich unmotivierte Verhalten nachträglich sich selbst verständlich zu machen; von intelligenten Schizophrenen erhält man oft ganz ähnliche psychologische Erklärungen für ihre abgeklungenen katatonen Erscheinungen. Das abnorme Bedeutungsbewußtsein (*H. W. Gruhle*)¹ — die sinnvolle Erklärung von Zufälligkeiten aus angeblichen Motiven der Familie H. — und das magische Erleben („Fernbehandlung“, Telepathie usw.) ist ebenfalls prozeßverdächtig; nach *C. Schneider*² wäre auch die flüchtige und unbestimmte (verschwommene) Vollzugsweise seines Denkens als schizophrenes Symptom zu verwerten. Diese intellektuellen Eigentümlichkeiten können — wie schon oben angedeutet — ebenso gut wie aus einer Entwicklungshemmung auch aus einer „Regression“ zu urtümlichen (archaisch-primitiven) Denkgewohnheiten infolge eines schizophrenen Prozesses (*Storch*³ u. a.) oder aus einem Zusammenwirken beider Ursachen erklärt werden. Was sonst noch zugunsten einer Schizophrenie geltend gemacht werden könnte, ist nicht eindeutig. Die Neigung zu phantastischen Gedankengängen und Wachträumereien kann auch als psychopathisches Symptom betrachtet werden. Wenn er seine vermeintliche Lues durch eine „Hunger- und Schrothkur“ auszuheilen gedenkt, so wird diese verschrobene Ansicht von der Abwegigkeit vieler unter geistesgesunden Laien herrschenden medizinischen Volksmeinungen noch weit übertroffen. Die hochtrabende, geschraubte Ausdrucksweise und die Neigung zu eigenwilligen Neologismen findet man auch bei nicht-schizophrenen Sonderlingen; von den Paranoikern stellt *Lange*⁴ ganz allgemein fest: „Mitunter kommen stilistische Eigentümlichkeiten vor, eine gewisse Gewalttätigkeit in der Verwendung der Sprache, die aber mit Schizophrenem nichts zu tun hat“. Vereinzelte Äußerungen des Kranken, die bei oberflächlicher Betrachtung auf Halluzinationen hindeuten scheinen — er spricht von „Fernbildern“ und fragt sich (1924), ob seine Ohren wirklich jahrelang falsch „hören“ — lassen sich zwanglos auf seine auch sonst hervortretende Neigung zu einer symbolischen, sinnlich-anschaulichen Ausdrucksweise zurückführen. Und die Fixiertheit und Unkorrigierbarkeit des Wahns kann auch psychologisch aus der Fortdauer des affektiven Bedürfnisses erklärt werden, das ihn hervor-

¹ *Berze-Gruhle*: Psychologie der Schizophrenie. Berlin 1929.

² *Schneider, Carl*: Psychologie der Schizophrenie. Leipzig 1930.

³ *Storch, A.*: Das archaisch-primitive Erleben und Denken der Schizophrenen. Berlin 1922.

⁴ *Lange, J.*: Die Paranoiafrage. *Aschaffenburgs Handbuch der Psychiatrie*, 1927.

brachte (oder wenigstens *mithervorbrachte*), worauf schon *Bleuler* hinwies; der Kranke hält an ihm fest, „weil der Wahn für die derzeitige Persönlichkeitsstruktur eine Lebensnotwendigkeit ist“ (*O. Kant*)¹. Jedenfalls sind die klassischen Schizophreniesymptome — Affektverödung, Zerfall des Denkzusammenhangs, Dissoziation und Uneinfühlbarkeit der Wahninhalte, Destruktion der Persönlichkeit usw. — bei ihm gar nicht nachzuweisen, und er macht auch im persönlichen Umgang keineswegs den Eindruck eines Schizophrenen. Dennoch wird man sich immer wieder fragen, ob es mit einem nicht prozeßgeschädigten Intellekt — selbst wenn man seine infantilistische Unreife mit all ihren Folgen anerkennt — wirklich vereinbar wäre, fast ein Menschenleben lang an einer Überzeugung festzuhalten, die nicht nur jeder Wahrscheinlichkeit, sondern auch den eindeutigsten greifbaren Tatsachen kraß widerspricht, und z. B. an das unbegrenzte väterliche Wohlwollen eines anderen auch dann noch unerschütterlich zu glauben, wenn man von ihm schon wiederholt schroff abgewiesen und unter größter Gewaltanwendung hinausgeworfen worden ist. Man wird sich kaum entschließen können, diese Frage zu bejahen, sondern eher geneigt sein, für *diesen* Fall die von *Bleuler*² aufgestellte Theorie in Anspruch zu nehmen, wonach die paranoische Wahnbildung durch einen leichten schizophrenen Prozeß mitbedingt ist, der schon vor dem Manifestwerden erheblicherer Störungen zum Stillstand kommt. Eben weil ein solcher Prozeß hier nur als sehr geringfügig gedacht werden kann, wird durch ihn die Annahme einer psychischen Entwicklungshemmung noch nicht etwa überflüssig gemacht, und in Anbetracht dessen, daß die durch ihn bewirkten Veränderungen kaum sicher nachweisbar sind, behält das von uns entworfene Charakterbild im großen und ganzen auch für die prämorbidie Persönlichkeit Stratzkys seine Gültigkeit — um so mehr, als bei ihm nichts auf einen etwa durchgemachten „Knick“ hindeutet und die paranoische Erkrankung überhaupt „nur Eigenschaften heraushebt und steigert, die als Charakterbestandteile von der Persönlichkeit als Ganzem unzertrennlich sind“ (*Gaupp*)³.

Daß es *andere* Fälle gibt, die sich aus jenen Faktoren befriedigend erklären lassen, auf die sich die Theorie der psychogenen Paranoia-genese beschränkt, soll damit keineswegs bestritten werden.

B. Theoretische Folgerungen.

1. Die Analyse des Falles Stratzky führte wiederholt zu Auseinandersetzungen mit *allgemeinen* Paranoiaproblemen, die an sich nicht in den Rahmen unserer Untersuchung hineingehören; sie waren jedoch nötig, um auch über gewisse Einzelheiten, die hier von Belang sind, Klarheit zu gewinnen. Wir kehren nun zu unserer *speziellen* Fragestellung zurück.

¹ *Kant, O.*: a. a. O. — ² *Bleuler*: a. a. O. — ³ *Gaupp*: a. a. O.

Die allgemeinen Bedingungen der paranoischen Erkrankung setzen wir bereits voraus und fragen uns bloß, wodurch die letztere sich im Einzelfalle gerade zur *Wunschartanoia* gestaltet. Daß unser Fall als Ausgangspunkt für die Erörterung dieses Problems geeignet ist, erscheint nach der vorangegangenen Darstellung wohl nicht zweifelhaft. In Betracht der sehr geringen inneren und äußeren Bedeutung, die den negativen Wahninhalten Stratzkys neben seinem Hauptwahn zukommen, an den sie weder an Tiefe des Überzeugungsmomentes noch an Dauerhaftigkeit auch nur entfernt heranreichen, ist man berechtigt, ihn als ausgeprägten Wunschartanoiker zu bezeichnen.

Die Paranoia ist nach der heutigen Auffassung eine krankhafte (möglicherweise durch einen Prozeß mitbedingte) *Persönlichkeitsreaktion* oder -entwicklung; alle Faktoren, die das individuelle Krankheitsbild gestalten, weisen daher in ihrem wichtigsten Anteil auf eine gemeiname Wurzel zurück: die persönliche Eigenart des Erkrankten. Wie die Entwicklung oder Reaktion auf das erregende Milieu oder Erlebnis (im weitesten Sinne) ausfällt, ist ganz überwiegend vom Charakter¹ abhängig. Wenn jemand einen dauerhaften Wunschwahn entwickelt oder vorzugsweise mit einem solchen reagiert, muß das seinen Grund also in *gewissen Charaktereigenschaften* haben. Es wird demnach unsere Aufgabe sein, diese zu ermitteln; unsere Problemstellung erhält somit eine konkretere Zuspitzung.

2. Hier stößt unsere Untersuchung wiederum auf eine *methodische* Schwierigkeit. Die vorstehende Analyse förderte eine ziemlich große Anzahl von charakterlichen Eigentümlichkeiten unseres Kranken zutage; wir mußten sie zunächst alle gleichmäßig berücksichtigen, um ein möglichst vollständiges Persönlichkeitsbild zu erhalten, das nicht schon zugunsten irgend einer vorgefaßten Ansicht eingeengt oder verschoben ist; wie soll nun aber entschieden werden, welche dieser Eigentümlichkeiten wesentlich sind und mit seinem Wunschwahn in unmittelbarem Zusammenhang stehen — durch welche er gerade zum *Wunschartanoiker* und nicht zum Sensitiv- oder Kampfparanoiker wurde?

Um vom *Individuellen* zum *Typischen* zu gelangen, sind zwei verschiedene Wege gangbar. Man kann *erstens* von dem gemeinsamen hervorstechenden Ausdruckssymptom der zu charakterisierenden Menschengruppe, auf Grund dessen man sie von anderen unterscheidet, ausgehen und daraus die mit *innerer Notwendigkeit* zu diesem Ausdruckssymptom gehörende persönliche Eigenart erschließen. Ein besonders tief wurzelnder Persönlichkeitsausdruck ist z. B. die Weltanschauung. Sie ist daher schon öfters zur Grundlage von Typenkonstruktionen gewählt worden (*Spranger*², *Jaspers*³ u. a.). Nun ist aber auch der paranoische Wahn, wie schon von *Kraepelin*⁴, *Schilder*⁵, *Kahn*⁶ u. a. hervorgehoben worden ist, nichts anderes

¹ In dem bereits definierten, auch die *intellektuelle* Eigenart umfassenden Wortsinn.

² *Spranger*: Lebensformen, 6. Aufl. Halle 1927.

³ *Jaspers*: Psychologie der Weltanschauungen. Berlin 1919.

⁴ *Kraepelin*: Psychiatrie, Bd. 4, 8. Aufl. 1915.

⁵ *Schilder*, P.: Wahn und Erkenntnis. Berlin 1918. ⁶ *Kahn*: a. a. O.

als eine Art Weltanschauung; der Wahn ist geradezu „ein Bestandteil der geistigen Persönlichkeit“ (*Kraepelin*). Wir könnten somit auch bei Stratzky nach derselben Methode verfahren wie die Psychologie der Weltanschauungen und in theoretischer Überlegung zu ermitteln versuchen, welche von den vielen Charaktereigenschaften, die wir bei ihm festgestellt haben, die unerläßliche psychologische Voraussetzung für ein Ausdruckssymptom wie seinen Wunschwahn bilden; diese Eigenschaften wären dann als wesentliche, für alle Wunschparanoiker notwendige und *typische* von den übrigen abzusondern, die nur individuelles Beiwerk sind und bei anderen Fällen derselben Klasse nicht unbedingt wiederzukehren brauchen. Es würde also etwa im Sinne der charakterologischen Anschauungen *Georg Simmels*¹ darauf ankommen, bei Stratzky die (typische) innere Gesetzlichkeit seiner Individualität im Hinblick auf eine bestimmte (typische) geistige Leistung, den Wunschwahn, zu erfassen.

Der *zweite* Weg ist der induktive: Aus einer möglichst großen Zahl von Fällen der gleichen Gruppe werden die allen gemeinsamen Charaktereigenschaften empirisch festgestellt und zu ihrem Typus zusammengefaßt. Diese Methode ist auf unserem naturwissenschaftlichen Gebiet entschieden kreditwürdiger, wenn auch keineswegs verkannt werden soll, wie viel uneingestandene theoretische Konstruktion in fast jede vermeintlich rein empirische Forschungsarbeit stillschweigend miteingeht.

Das induktive Verfahren ist jedoch auf ein großes kasuistisches Material angewiesen. Und gerade das fehlt uns hier noch. Wie schon in der Einleitung hervorgehoben wurde, ist die Kasuistik der Wunschparanoia noch sehr im Rückstand; insbesondere ist die Zahl jener Fälle, die genügend genau untersucht und dargestellt worden sind, um theoretische Verallgemeinerungen zu erlauben, äußerst gering. Als dauerndes vorwaltendes Symptom ist der Wunschwahn anscheinend überhaupt recht selten; er spielt meist nur eine untergeordnete Rolle, oder er bildet bloß eine vorläufige Episode in einer paranoischen Entwicklung, den Auftakt zum endgültigen Beeinträchtigungswahn, wie z. B. bei *Kehrer*² Fällen Eva Günther, Anna P., *Langes*³ Josefine Jörger, *Kolles*⁴ Fall Kröger, oder (als Erfinder- Propheten- und Größenwahn) den Hintergrund eines expansiven Kämpfertums, welches das Bild beherrscht, wie bei *Ewalds*⁵ Fall Leonhard Stark. Es ist also noch nicht möglich, allein auf induktivem Wege das für den Wunschparanoiker Typische aufzufinden; wenn man darauf nicht überhaupt noch verzichten will, bleibt einem das andere Verfahren als einziger Ausweg übrig. Die Gefahr einer Konstruktion im leeren Raum besteht dabei nicht, da die beständige Rückbeziehung der theoretischen Überlegungen auf unseren Fall und einige Vergleichsfälle immerhin wenigstens eine Kontrolle an Hand der klinischen Tatsachen ermöglicht.

3. Es handelt sich also darum, das Phänomen des Wunschwahns als *Ausdruckssymptom* zu analysieren und die *psychologischen Bedingungen* aufzuweisen, die zu seinem Zustandekommen unerläßlich sind; die ihnen entsprechenden Eigenschaften Stratzkys (und anderer Fälle) werden wir dann als typisch wunschparanoisch aufzufassen und zu verallgemeinern berechtigt sein.

*Bleuler*⁶ hat den Wahn als das kranke Gegenstück zum Glauben, nicht zum Irrtum bezeichnet. Ebenso betont *Bumke*⁷, daß „der Wahn eine

¹ *Simmel*, G.: Lebensanschauungen, 1918.

² *Kehrer*: a. a. O. ³ *Lange*: a. a. O. ⁴ *Kolle*: a. a. O.

⁵ *Ewald*, G.: Das manische Element in der Paranoia. Arch. f. Psychiatr. 75 (1925). ⁶ *Bleuler*: a. a. O.

⁷ *Bumke*: Die Diagnose der Geisteskrankheiten. Wiesbaden 1919.

Sache des Glaubens und nicht des Wissens ist“. Auch *Kretschmer*¹ hob die „große Ähnlichkeit mit dem religiösen Glauben der Gesunden“ hervor, und auf die formale Übereinstimmung des paranoischen Wahns mit einer Spielart des Glaubens; dem Aberglauben haben *Kehrer*² und *O. Kant*³ hingewiesen. Auf die spezielle Form des *Wunschwahns* trifft das ganz besonders zu; hat er doch ebenso wie der religiöse Glaube — mit dem er den Ursprung aus tiefempfundenen Gemütsbedürfnissen und seine nur subjektive Gewißheit teilt — Erfüllungen zu bringen oder zu verheißen, die das reale Leben versagt. Seine Analyse kann daher die Ergebnisse der Glaubenspsychologie verschiedentlich mitverwerten.

Da der Wunschwahn wie der Glaube ein Fürwahrhalten aus subjektiven „Gründen“ infolge von Gemütsbedürfnissen ist, können wir an ihm eine intellektuelle und eine affektive Komponente unterscheiden.

Bezüglich der letzteren ist zu beachten, daß zu dem zähen Festhalten an einer tiefen Überzeugung, zu der unbedingten und entschiedenen Bejahung eines Gedankens und dem energisch abwehrenden Sichverschließen gegen alle Widersprüche und Einwände seitens der Wirklichkeit, wie es für den Glauben kennzeichnend ist, eine zähe Beharrlichkeit und unablenkbare Konzentration gehört, die den eigentlichen Willensleistungen außerordentlich nahe steht. Bereits die Scholastiker⁴, namentlich *Thomas von Aquino* und *Duns Scotus* betonten daher den Willenscharakter des Glaubens. Die treibende Kraft, die dahinter steht, das lebhaft affektive Bedürfnis muß zum mindesten von großer Tiefe und Dauer (Tenazität) sein. Fehlen diese Voraussetzungen, so können höchstens wahnhaft Einbildungen, aber kein eigentlicher Wunsch-erfüllungswahn zustande kommen.

Was die intellektuelle Komponente anlangt, so hat das Fürwahrhalten ohne objektive Gründe beim Wunschwahn, der sich nicht wie der gewöhnliche, religiöse Glaube in der Sphäre des Unbeweisbaren bewegt, sondern sich in der Regel auf sehr reale Dinge erstreckt und unschwer bündig zu widerlegen wäre, ebenfalls besondere Bedingungen zur Voraussetzung. Ein Denken, das seine Autonomie so leicht aufgibt, indem es sich unter dem Druck der Forderungen des Gefühls den logischen Normen entzieht und auf objektive Gründe für seine Urteile verzichtet, um jenen Genüge zu leisten, und dabei selbst vor groben Abweichungen von der Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit nicht zurückschreckt, muß notwendigerweise mit gewissen Unvollkommenheiten behaftet sein. Diese brauchen, wie gesagt, keineswegs das allgemeine Niveau der Intelligenz

¹ *Kretschmer*: a. a. O.

² *Kehrer*: Über Spiritismus, Hypnotismus und Seelenstörung, Aberglauben und Wahn. Arch. f. Psychiatr. 66 (1922).

³ *Kant, Otto*: Beiträge zur Paranoiaforschung. II. Paranoische Haltung in der Gesundheitsbreite. Z. Neur. 110 (1927).

⁴ Vgl. dazu *Ziesche*: Verstand und Wille beim Glaubensakt. Eine spekulativ-historische Studie aus der Scholastik, 1909.

zu betreffen, sondern können sich auf jene intellektuellen Teilfunktionen und Eigenschaften beschränken, die eine scharfe Erfassung und Beurteilung der Wirklichkeit ermöglichen: Tatsachensinn, klare Sachlichkeit (Unpersönlichkeit, Objektivität) und nüchtern-rationale Kritik. Ob die Insuffizienz dieser Funktionen, die normalerweise erst während der Reifejahre voll ausgebildet sind, die Folge einer Entwicklungshemmung ist oder erst durch ein biologisches Krankheitsgeschehen zustande kommt, kann dabei offen gelassen werden; es sind beide Möglichkeiten denkbar. Von seiten der Affektivität kann dieser intellektuelle Mangel durch eine wirklichkeitsfremde, weltabgewandte (autistische) Einstellung noch gesteigert werden. Das Fürwahrhalten eines gewünschten Sachverhaltes wird sehr erleichtert, wenn außer dieser negativen auch die (antagonistische) positive Voraussetzung erfüllt ist: eine mehr oder weniger starke Phantasiebegabung, die es ermöglicht, sich das Gewünschte mit lebendiger Detailfülle glaubhaft auszumalen und dieses traumhaft-romantische Element mehr oder weniger fest in den Wirklichkeitszusammenhang einzubauen, ferner ein produktives Kombinationsvermögen, das die verschiedensten Zufälligkeiten und Äußerlichkeiten mit der eigenen Überzeugung in Sinnzusammenhang zu bringen und daraus „Beweise“ zu konstruieren versteht. (Vgl. *Wigerts* ¹ „Nooplastizität“.)

Eine solche Bestimmbarkeit der Denkergebnisse durch vorherrschende Affekte disponiert aber erst zu Urteilstäuschungen überhaupt: nicht nur zu objektiv unbegründeten Hoffnungen, sondern ebenso auch zu Befürchtungen — zu Wunscherfüllungs- wie zu Beeinträchtigungsideen. Damit nur die ersteren zustande kommen, bedarf es außer dem Vorherrschen der Affektivität und der Insuffizienz der kritischen Denkfunktionen noch einer dritten Bedingung: einer optimistischen (euphorischen) Grundstimmung, deren „Schaltkraft“ (*Bleuler*) den Gedankenablauf dauernd beeinflußt. Daß z. B. für Größenideen, sofern sie von einiger Dauer sein sollen, eine gewisse Stabilität der entsprechenden Stimmungsgrundlage erforderlich ist, nimmt auch *Bumke* an. „Jede Stimmung besitzt die Neigung, nur solche Vorstellungen in das Bewußtsein treten oder doch im Bewußtsein vorherrschen zu lassen, die ihr entsprechen. Deshalb folgt aus jeder traurigen Stimmungslage eine trübe und aus jeder fröhlichen eine heitere Beurteilung der eigenen Lage; die Gegenvorstellungen werden nicht zugelassen, und damit wird der Inhalt des Bewußtseins im Sinne der Stimmung verfälscht oder doch wenigstens gefärbt“ (*Bumke*) ². Es werden an Dingen und Sachverhalten nicht nur die tatsächlich vorhandenen günstigen Seiten elektiv herausgesehen, sondern es werden auch solche, die gar nicht vorhanden sind, aus der eigenen Vorstellungswelt in sie hineingesehen: Die Realität wird

¹ *Wigert*: Studien über die paranoischen Psychosen. Z. Neur. 38 (1915).

² *Bumke*: Psychologische Vorlesungen. Wiesbaden 1919.

idealisiert. Eine verschönert gesehene Welt löst nun rückwirkend wiederum eine gesteigerte Bereitschaft zu freudiger Bejahung und zu-versichtlichem Vertrauen aus: eine erhöhte Gläubigkeit; lähmende Zweifel brauchen nicht erst überwunden zu werden, sondern kommen überhaupt nicht zu Wort, da die kontrastierenden Vorstellungen willentlich zurückgedrängt werden (*Jodl*)^{1, 2}. Mißtrauen, „jene spezifisch pessimistische Haltung“, ist einer solchen Einstellung fremd; dagegen gewährt sie breitesten Raum der *Hoffnung*, dem „festen Glauben an die zukünftige Erfüllung gegenwärtiger Wünsche, die sich augenblicklich nicht befriedigen lassen und gewissermaßen auf die Zukunft vertröstet werden“ (*Kowalewski*)³. Die Idealisierung der Wirklichkeit kann den Umfang einer universell optimistischen Lebensanschauung (Weltverklärung) annehmen oder sich auf eine optimistische Selbstbewertung (Ichverklärung) beschränken; im ersteren Falle wird die Wunscherfüllung mehr von der Umwelt erwartet (wie beim Heiratserhöhungs- und Liebeswahn), im letzteren mehr von den Kräften des eigenen Ich (wie beim Erfinder- und Prophetenwahn). Die euphorische Grundstimmung kann sowohl die Folge einer cyclothymen Wesenskomponente als auch eine Äußerung infantilistischer (arglos-vertrauensseliger) Gefühlsweise sein.

Diese theoretisch zu fordernden Bedingungen der Wunschwahnbildung stellen zusammen einen besonderen Komplex intellektueller und affektiver Leistungsdispositionen dar, den man als „Talent“ zur Wunschparanoia bezeichnen könnte; dies dürfte der „speziellen Begabung“ entsprechen, die *Jahrreiß*⁴ für den Glauben, auch den paranoischen Wahnglauben in Anspruch nimmt.

Die bisherigen Ausführungen lassen noch eine Spezialisierung zu. Da das Vorherrschen der affektiven Funktionen über die intellektuellen etwas Relatives ist, sind zwei Möglichkeiten denkbar: Das affektive Glaubens- oder Wahnbedürfnis kann stärker oder schwächer sein entsprechend dem größeren oder geringeren Widerstand der Kritik gegen die Anerkennung (das Fürwahrhalten) seiner Postulate; es hängt von dem Grade der Insuffizienz der kritischen Denkfunktionen ab, ob sie schon unter geringem oder erst unter hohem affektiven Druck für unlogische Gebilde „durchlässig“ werden. Es kann demnach sowohl asthenische als auch sthenische Wunschparanoiker geben. Wir kommen darauf noch zurück.

Mehr läßt sich auf Grund theoretischer Überlegungen über den Wunschparanoiker nicht aussagen; die genannten psychologischen bzw.

¹ *Jodl*: Lehrbuch der Psychologie, Bd. 2, 5.—6. Aufl. 1924.

² Vgl. dazu den Ausspruch des Hauptlehrers Wagner: „Das Gefühl zwingt den Gedanken“ (nach *Gaupp*, Z. Neur. 69) oder die entsprechende Sentenz *Augustins* über den Glauben: „Fides praecedit rationem“ (De vera religione).

³ *Kowalewski, Arnold*: Studien zur Psychologie des Pessimismus. Wiesbaden 1904.

⁴ *Jahrreiß*: Störungen des Denkens. *Bumkes* Handbuch, 1928.

charakterologischen Voraussetzungen des Wunschwahns (neben denen noch die Möglichkeit des Mitwirkens eines Prozeßfaktors offen gelassen wurde) sind für seine Entstehung nicht nur notwendig, sondern auch hinreichend. Alle Züge, die sich dem Typ des Wunschparanoikers noch einfügen ließen, haben höchstens eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich. So kann z. B. angenommen werden, daß die starke Phantasiebegabung bei gleichzeitiger Schwäche der Kritik und die Leichtigkeit, mit der das Wahrheitsbedürfnis von anderen, vitaleren Gefühlsbedürfnissen zurückgedrängt werden kann, des öfteren auch gewisse pseudologistische Züge hervortreten läßt. Die starke Phantasiebegabung kann sich — besonders bei zugleich vorhandenem Formtalent — auch als künstlerischer Wesenszug bemerkbar machen; der Mangel an kritischer Mäßigung und Wirklichkeitssinn wird einer etwaigen künstlerischen Betätigung eine idealistisch-romantische Richtung geben. Da die sehnlichsten Wünsche als schon erfüllt oder mit der Zuversicht baldiger Erfüllung erlebt werden, ist zu vermuten, daß quälende innere Spannungen und Gegensätzlichkeiten beim Wunschparanoiker gewöhnlich keine besondere Rolle spielen. Es ist ferner anzunehmen, daß sich die Symptome einer Entwicklungshemmung meist nicht allein auf das intellektuelle, sondern mehr oder weniger auch auf andere psychische Gebiete erstrecken werden; insbesondere wird die Sexualität, die auf Entwicklungsstörungen so fein reagiert, häufig irgendwie mitbetroffen sein.

Zur Verdeutlichung sei noch kurz auf die *Unterschiede gegenüber den anderen paranoischen Typen* hingewiesen. Vom Kampfparanoiker unterscheidet sich der ausgesprochene Wunschparanoiker durch sein geringeres affektives „Potential“ (*Ewald*), das zwar zur eigenwilligen und zähen Behauptung eines Glaubens, aber nicht zur Aktivität einer gespannt-kämpferischen Lebenshaltung ausreicht, indessen immer noch höher sein kann als das des Sensitiven. Die sthenisch-asthenische Kontrastspannung, die nach *Kretschmer* für den Kampf- und Sensitivparanoiker bezeichnend ist, kann bei ihm fehlen; ebenso Konfliktserlebnisse. In intellektueller Hinsicht hebt sich der Wunschparanoiker von den anderen dadurch ab, daß die kritische Sachlichkeit und Realistik seines Denkens noch geringer ist als bei diesen oder wenigstens leichter katathym überwältigt wird; es ist in höherem Grade wirklichkeitsfremd und phantastisch. Seine Denkart zeigt also die Merkmale juveniler Unreife noch ausgesprochener. Der Hauptunterschied liegt jedoch in der optimistisch-euphorischen Stimmungsgrundlage; hierin weicht er vom Kampfparanoiker, dessen Grundstimmung ein Mischaffekt ist (*Specht*)¹ und von dem vorwiegend zu depressiven Stimmungen geneigten Sensitivparanoiker am weitesten ab. Daß hier aber keine scharfen Abgrenzungen möglich sind, ist selbstverständlich und ergibt sich schon aus der von *Lange* hervorgehobenen

¹ *Specht, G.*: Über den pathologischen Affekt in der chronischen Paranoia. Erlangen und Leipzig 1901.

Tatsache, daß auch dieselbe Persönlichkeit einmal an einem sensitiven Beziehungswahn, dann an einer Kampf- und schließlich an einer Wunschparanoia und umgekehrt erkranken kann. Typenbildungen gründen sich immer auf Extreme, zwischen denen alle individuellen Kombinationen möglich sind.

4. Die hier auf Grund von theoretischen Überlegungen für den Wunschparanoiker in Anspruch genommenen Eigenschaften sind bei Stratzky sämtlich nachzuweisen, wie aus der Analyse des Falles deutlich genug hervorgeht. Umgekehrt dürfen wir, auf dieselben Überlegungen gestützt, wohl sagen, daß unter den zahlreichen Eigenschaften Stratzkys gerade diese als die typisch wunschparanoischen anzusehen sind. Ist das richtig, so müssen dieselben Eigenschaften auch bei anderen Wunschparanoikern wiederkehren.

Ein Versuch, bisher veröffentlichte Fälle dieser Art daraufhin zu prüfen, stößt allerdings auf Schwierigkeiten, weil sie eine feinere Charakterisierung oft vermissen lassen. Viele sind daher für unseren Zweck gar nicht verwendbar. Immerhin ergeben sich im übrigen wertvolle Anhaltspunkte. Beim Vergleich wird nicht so sehr auf die „sehr schaltkräftigen und im Verhältnis zum Widerstand der logischen Funktionen sehr stabilen Affekte“ (*Bleuler*) zu achten sein, die ja allen Paranoikern gemeinsam sind, sondern man wird das Augenmerk vor allem auf die weitgehend unkritische und unrealistische (unreife) Denkweise bei gleichzeitiger starker Phantasiebegabung sowie auf die vorwiegend euphorische Grundstimmung zu richten haben, durch die sich der Wunschparanoiker teils quantitativ, teils qualitativ von den anderen abhebt.

An seinem Fall Anna Hallmann (Liebeswahn) betont *Kehrer*¹ wiederholt die infantile (unkritisch-phantastische) Denkart: ihre „rein kindliche Ader“, die „Unklarheit des Denkens“, die „Labilität des Realitätsurteils“, ihre „Phantasiefähigkeit, die kaum über den Märchenbereich der Kindheit hinausweicht“, „aus den paar eindrucksvollen Vorstellungsserien der jüngsten Vergangenheit baut sie ein richtiges Märchenspiel, das keine Schwierigkeiten des Raums, der Zeit und der Örtlichkeit kennt. Die neugeschaffene Umgebung und alle Wirklichkeit sind nur Rahmen ihrem heilig ernstesten Spiel. Ein Spiel der Phantasie und doch keine Spielerei“ (eben ein „Ernstspiel“, *W. Stern*); „die Art und Weise, wie die Kranke von all ihren Erlebnissen berichtete, entsprach am ehesten der Fabulierfreude eines reiferen Kindes, das ungehemmt seine Einfälle von sich gibt . . .“. In affektiver Hinsicht fällt diese Kranke durch ihre „kindliche Treuherzigkeit“, ihr „primitives Gemüt“ und einen „idealisierenden Zug ihres Charakters“ auf, der den denkbar geeignetsten Boden für ihre euphorischen Liebeshoffnungen abgibt.

Die kindlich-euphorische Affekt-Grundlage ist auch für *Kretschmers*² Fall Karoline Jäger (Liebeswahn) bezeichnend. „Gedrückten Mut und

¹ *Kehrer*: a. a. O. ² *Kretschmer*: a. a. O.

schwere Gedanken kennt sie nicht . . . Sie ist innerlich heiter, gleichmäßig still vergnügt . . . immer zufrieden“, nicht ängstlich oder schüchtern, auch nicht empfindlich und nachtragend. Eine über die Kritiklosigkeit hinausgehende besondere Phantasiebegabung kann bei diesem in intellektueller Hinsicht außerordentlich simplen und an geistigen Inhalten armen Wesen natürlich nicht hervortreten.

Dagegen ist sie bei *Kolles*¹ Fall Norbert (Liebeswahn) sehr ausgesprochen; die Kranke wird als „ideal veranlagt, romantisch, phantasievoll“ geschildert, sie dichtet auch und ist musikalisch. Über ihre affektive Eigenart wird unter anderem mitgeteilt, daß sie „sehr heiter“ ist.

Einer der Wunschparanoiker *Langes*² — ein „Gelehrter, Erfinder, Weltbeglückter“ — wird ebenfalls unter anderem als „heiter“ bezeichnet; in intellektueller Beziehung ist er „ideenreich, dichtet, verfaßt Bücher, . . . unklar, zu outrierten Schlüssen geneigt“.

Ist die euphorische Stimmungsgrundlage nicht so fest in der Konstitution des Wahnbildners verankert, daß sie auch reaktive Trübungen auf die Dauer zu übertönen vermag, so verschiebt sich das Bild in der Richtung der anderen paranoischen Typen. So schlägt z. B. *Heidenhains*³ Assessor Kestner nach einer 7jährigen wunschparanoischen Selbstentwicklung (Größen- und politischer Erhöhungswahn) reaktiv in einen Verachtungswahn um. Die für die erstere typischen Wesenselemente sind — neben anderen — auch bei ihm deutlich: Bei zwar mindestens mittlerem Intelligenzniveau doch „eine gewisse Schwäche der logischen Funktionen“, die „mangelhaft resistent“ sind, eine „weiche gestaltlose Bestimmbarkeit“; er gibt sich kritiklos fremden Anschauungen hin und läßt sich von geistigen Strömungen sofort überzeugen, fühlt sich mit juvenilem Enthusiasmus davon gleich hingerissen; die magisch-mystische Phantastik seines Denkens — die schon lange vor dem Ausbruch seiner leichten Schizophrenie ganz ausgeprägt ist — offenbart sich in seinem Glauben an Astrologie, Spiritismus, Hellsehen, Wahrsagen, Kartenlegen usw., überhaupt in seinem kindlichen Hang zum Wunderbaren. Er bezeichnet sich selbst als einen „reinen Träumer“. Mit naiv euphorischen Hoffnungen sieht er einer großen Zukunft entgegen und weiß seine Schwächen optimistisch umzudeuten, erklärt sich z. B. seine geringen Erfolge bei Damen daraus, daß er für den Umgang mit Frauen eben geistig viel zu hoch stehe. Auch *Kehrsers*⁴ Grete Huld (Heirats-erhöhungswahn) wird zeitweise von Beeinträchtigungsideen beherrscht; trotzdem sind neben abweichenden Eigenschaften auch die Wurzeln ihres Wunschwahns gut zu erkennen: Sie ist „gleichmäßig heiter“, „lebensfroh und zufrieden“, „erwartungsvoll und froh“, „sonnenstrebig“ und zeigt während ihres Wunschwahns eine leicht gehobene erotische

¹ *Kolle*: a. a. O. ² *Lange*: a. a. O.

³ *Heidenhain, Adolf*: Der Fall Kestner. Z. Neur. 127 (1930).

⁴ *Kehrer*: a. a. O.

Stimmung; sie wird „vertrauensselig“ und „kindlich-treuerherzig“ genannt, sie betont selbst ihre „stets kindhafte Natur“, ihr „Kindergemüt“ und daß sie „immer bißchen ideal“ war, und ihre Erlebnisweise kennzeichnet sie als „romantisch dumm“. Bei *Kretschmers*¹ Fällen Anna Rösler und Johann Kerle trat der Liebeswahn zeitweise gegen einen sensitiven Beziehungswahn zurück. Eine wunschparanoische Anlagekomponente kann man bei ersterer in ihrer „stillen, homogenen Zufriedenheit“ und der „sorglich geschützten, wohltemperierten Innenwärme der eigenen Persönlichkeit“ sehen, und aus derselben optimistischen Gläubigkeit, die sie zum Liebeswahn befähigt, erwächst auch ihre inbrünstige, religiöse Schwärmerei, die sich zu ekstatisch gehobenen Zuständen steigerte, in denen sie sich „überirdisch“ fühlte, ebenso ihre „Heiligkeitsgedanken und Ewigkeitshoffnungen“. Auch Kerle ist tief religiös, wirklichkeitsfremd und unpraktisch; ein euphorischer Anteil seiner Lebensstimmung äußert sich in seinem „barocken Humor und einem kindlich naiven Optimismus mit dem Gefühl, daß es doch irgend einmal wieder besser kommen müsse“. Die entscheidend wichtige Rolle der gehobenen Affektlage für das Zustandekommen eines Wunschwahns zeigt besonders schön *Bostroems*² Gutsbesitzer Richard M. (religiös-politischer Größenwahn); dieser von Kind auf religiös-phantastische Wachträumer entgleist nur während seiner manischen Phasen in schrankenlose Größenideen und Pläne.

Selbst in solchen Fällen, bei denen der Wunschwahn gegenüber negativen Wahninhalten schon stark zurücktritt, lassen sich neben anderen auch seine typischen Voraussetzungen noch aufweisen. *Krapfs*³ Gräfin E. v. B. (Liebes- und Verfolgungswahn) zeichnet sich aus durch Gefühlswärme und eine „im ganzen lebensbejahende Weltanschauung“, religiöse Gläubigkeit und „eine starke Neigung zu Tagträumereien, die gelegentlich auch Ausflüge ins Pseudologistische nicht scheute“. Bei dieser künstlerisch begabten Kranken fiel schon früh ihre lebhaftes Phantasie auf. „Nicht selten erzählte sie frei erfundene Erlebnisse, schien aber dabei selbst fast an ihre Berichte zu glauben.“ Ähnliche Züge finden sich auch bei *Langes*⁴ Bertha Hempel (an Liebeswahn anknüpfende Kampfparanoia). Sie ist unter anderem heiter, witzig, derb humoristisch, warmherzig, offen und vertrauensselig; neben vielseitiger künstlerischer Begabung und Ideenreichtum macht sich bei ihr eine stark phantastisch-romantische Anlage und Neigung zum Wachträumen bemerkbar.

5. Der Typ des Wunschparanoikers ist schon wiederholt beschrieben worden. Ohne diese Benennung zu gebrauchen, hat *Krueger*⁵ in seiner

¹ *Kretschmer*: a. a. O.

² *Bostroem*, A.: Die expansive Autopsychose durch autochthone Ideen. (*Wernicke*) und ihre klinische Stellung. Z. Neur. 60 (1920).

³ *Krapf*, E.: a. a. O.

⁴ *Lange*, J.: Der Fall Bertha Hempel. Z. Neur. 85 (1923).

⁵ *Krueger*, Hermann: Die Paranoia. Berlin 1917.

Monographie^{*} „bescheidene, empfindsame, schüchterne, dabei träumerische und phantasiereiche Naturen“ geschildert, die „trotz der vielen Enttäuschungen, die sie infolge ihrer gänzlichen Unfähigkeit, sich in ihrer Tätigkeit die Anerkennung zu verschaffen, die ihnen gebührt, erleben, nicht dem Beeinträchtigungswahn, sondern dem primären Größenwahn zutreiben. Besonders ein großer Teil der krankhaften Erfinder geht aus dieser Gruppe paranoischer Konstitutionen hervor, die jahrzehntelang still für sich ihren Ideen nachhängen, sie ausarbeiten und zu vervollkommen suchen, unbekümmert um zahlreiche Enttäuschungen, um die Sorge um das tägliche Brot an ihren Stern und ihr Talent glauben, oft, ohne daß es bis zu ihrem Ende zu dauernden Beeinträchtigungsideen kommt“.

Ähnlich ist das Bild, das *Kretschmer*¹ von der „geradlinigen paranoischen Wunschpsychose“ entwirft. Sie ist „hoffnungsvoll, optimistisch, spannungslos, weil eben das erstrebte Ideal dem Wahne zur Wirklichkeit geworden ist“. Sie ist die Psychose des „kindlichen, euphorischen Träumers“, des „innerlich weltabgewandten Sonderlings, dem Ideal und Wirklichkeit zusammenfallen“, dessen „jugendliche Märchenphantasien“, sich unmerklich festigend, in das reife Lebensalter hinüberwachsen. Sie kann sich, wie die Sensitiv- und Kampffparanoia, reaktiv im Anschluß an ein rauhes Erlebnis entwickeln, indem diesem „durch katathyme Umwandlung seine Spitze abgebrochen wird“; eines solchen Konflikts bedarf sie aber durchaus nicht; sie stellt dann „den echten Typus einer Selbstentwicklung dar, die eine von Haus aus mißbildete Persönlichkeit einfach durch die psychologischen Gesetze des zunehmenden Lebensalters, wenn man so will, ohne wesentlich bestimmende Erlebnisreize einschlägt“. *Kretschmer* spricht dann besonders von „autistischen Wunscherfüllungen“, bezeichnet die gemeinsame Affektgrundlage seiner Liebeswahnfälle als autistisch-euphorisch und betont ihre „einfältige“ (unkomplizierte) Struktur; er weist auch auf die Übergänge zu den „katathym-pseudologistischen Phantasien der primitiven Gruppe“ hin.

*Kehrer*² hat gegen diese Schilderung den Einwand erhoben, „daß sie in der Hauptsache tiefdringender Intuition, nicht aber tatsächlicher Beobachtung entspringe“. Man muß trotzdem anerkennen, daß sie alles Wesentliche enthält. Einen gewissen Mangel kann man höchstens darin erblicken, daß sie sich nicht auf das unbedingt Notwendige beschränkt, sondern dem Wesen des Wunschparanoikers noch gewisse Merkmale einfügt, die zum Zustandekommen eines Wunschwahns theoretisch nicht unerläßlich scheinen und auch empirisch nicht immer nachzuweisen sind; der Bereich ihrer Gültigkeit wird dadurch eingeschränkt, und es bleiben Fälle übrig, auf die sie nicht mehr voll zutrifft. So ist z. B. die

¹ *Kretschmer*: a. a. O. ² *Kehrer*: a. a. O.

autistische Einstellung wohl zu sehr in den Vordergrund gerückt; Züge von Weltoffenheit und Geselligkeit, die nicht ganz äußerlich sind, werden in der Vorgeschichte von Wunschparanoikern des öfteren erwähnt. Auch Stratzky wird erst unter dem Einfluß des Anstaltsaufenthaltes zunehmend autistisch. Daß ferner die „einfältige“ (unkomplizierte) und „spannungslose“ Struktur nicht unbedingt bezeichnend ist, beweist der zweite Wunschparanoiker *Langes*¹ (Abstammungs- und Erfindervahn), der dieselben inneren Kontraste aufweist wie andere Paranoiker: Einerseits sehr empfindlich, sentimental und träumerisch, ist er andererseits sehr fleißig, strebsam und ehrgeizig; unehelich geboren, bekleidet er eine subalterne Stellung bei überspanntem Geltungsstreben. Es ist freilich zuzugeben, daß dieser Fall schon an der Grenze gegen die beiden anderen Typen steht. Er ist insofern lehrreich, als er die Unmöglichkeit scharfer Abgrenzungen deutlich zeigt. Schließlich kann man noch einwenden, daß man aus dieser Kennzeichnung des Wunschparanoikers allzu leicht den Eindruck gewinnt, als handle es sich stets um still für sich lebende, ziemlich inaktive und harmlose Menschen. Daß dies keineswegs zutrifft, beweist unser Fall am überzeugendsten. Stratzky ist zwar nicht sthenisch genug, um ein flottes Kämpfertum zu entwickeln, aber er besitzt immerhin genügend Aktivität, Energie und Hartnäckigkeit, um mit seinem Wunschwahn Ernst zu machen und seiner Umgebung dadurch mindestens sehr lästig zu werden; darüber hinaus läßt ihn die Brutalität und Rücksichtslosigkeit seiner Triebbetätigung geradezu als gemeingefährlich erscheinen. Man erkennt eben das Wesen des Glaubens und des damit formal übereinstimmenden Wunschwahns völlig, wenn man darin nur eine mehr oder weniger passive Hingabe an irgendwelche Lieblingsvorstellungen sieht; wir betonten bereits den *Willenscharakter* des Glaubens (und Hoffens). Daß in ihm eine „Art von Abwehrlust enthalten“ sei, findet auch *Kowalewski*² bemerkenswert. „Es ist ein erhebendes Bewußtsein, allen anstürmenden Zweifeln und Befürchtungen zum Trotz den Glauben an die Erfüllung eines Wunsches mit zähem Mut behaupten zu können. Für willensstarke Naturen ist dieses heroische Moment der Hauptreiz der Hoffnung.“ Daraus erklärt sich auch die Feststellung von *Knigge*³, daß wahnhaftige Einbildungen — die sich mit dem paranoischen Wunschwahn berühren — während der Haft ganz überwiegend bei den aktiven Gewohnheitsverbrechern vorkommen. Es entspricht also durchaus der Willensverwandtschaft des Glaubens, daß sich unter den Wunschwahnbildnern auch ausgesprochen sthenische Persönlichkeiten finden, die den Kampfparanoikern schon sehr nahe stehen.

¹ *Lange*: a. a. O.

² *Kowalewski, Arnold*: a. a. O.

³ *Knigge, F.*: Über psychische Störungen bei Strafgefangenen. Arch. f. Psychiatr. 96 (1932).

*Ewald*¹ hat dieser Tatsache in seiner Charakteristik des Wunschparanoikers Rechnung getragen, indem er diesem — was nun wiederum übertrieben erscheint — dieselbe Triebstärke zuschreibt, wie dem Kampfparanoiker. Unter Verwendung der Grundbegriffe seiner Charakterlehre (denen er auf 10 als Normalzahl bezogene Indices beifügt) stellt er eine quantitative Formel auf, die im Text folgendermaßen erläutert wird: „Sehr starke Empfindsamkeit (Eindrucksfähigkeit 30), relativ geringe, aber immer noch überdurchschnittliche Retentionsfähigkeit (R 15). Pointierter Egoismus (Eitelkeit, Triebstärke 20), starkes Nachschwingen ichbetonter Erlebnisse (R 22). Lebhaft phantastische intrapsychische Verarbeitung (intrapsychische Aktivität 18) der stark gefühlgetragenen und mit beherrschender Gefühlsbetonung ($E\ 30 > I\ A\ 18$) momentan weitergegebenen Erlebnisse. Gute Ableitungsfähigkeit (L 12).“ Die formelhafte Definition *Ewalds* hat den Vorzug großer Übersichtlichkeit und enthält zweifellos sehr viel Richtiges, ist aber ebenfalls zu eng. Auf die triebsschwachen Fälle *Kretschmers* trifft sie schon nicht mehr zu. Obwohl *Ewald* dem Wunschparanoiker eine so große Triebstärke generell zuschreibt, gibt er ihm das Attribut „harmlos“; man könnte darüber uneinig sein, ob darin nicht ein Widerspruch liegt. Daß die Eindrucksfähigkeit so sehr gesteigert ist, daß sie selbst diejenige des Sensitivparanoikers (die mit dem Index 20 beziffert ist) um ein Drittel übertrifft, läßt sich an Hand der bisher vorliegenden Kasuistik wohl kaum bestätigen; man wird in einer so gesteigerten Empfindlichkeit auch theoretisch keine unbedingt notwendige Voraussetzung zur Wunschwahnbildung erblicken können, die ja weniger reaktiv als auf dem Wege einer Selbstentwicklung zu entstehen pflegt (*Kretschmer*). Andererseits bleibt in dieser Schilderung ein Aufbauelement unerwähnt, das wir für entscheidend wichtig halten: die euphorische Grundstimmung.

6. Bei der nahen Verwandtschaft aller paranoischen Reaktionen untereinander war die Aufstellung eines schärfer umrissenen Typus des Wunschparanoikers von vornherein ausgeschlossen. Die Grenzen sind fließend, und es lassen sich keine Eigenschaften finden, die ausschließlich dem Wunschparanoiker zukämen und für ihn spezifisch wären, sondern nur solche, die bei ihm besonders akzentuiert sind, aber auch bei den anderen Typen nicht ganz fehlen.

Nach den überzeugenden Auseinandersetzungen *Langes* über die Unmöglichkeit, einen einheitlichen „paranoischen Charakter“ nachzuweisen, wird man auch von einer Untersuchung über die Wunschparanoia nicht erwarten, daß sie einen in allen Fällen übereinstimmenden Charakter ergibt. Was wir festgestellt haben, ist nichts weiter als eine ziemlich komplexkonstante Gruppe von Eigenschaften, die bei allen

¹ *Ewald, G.*: Das manische Element in der Paranoia. Arch. f. Psychiatr. 75 (1925).

Wunschparanoidern wiederkehrt und als notwendige und hinreichende Bedingung der Wunschwahnbildung angesehen werden kann. Ein solches „Anlagenbündel“ bedeutet aber *noch keinen Charakter* — sofern man unter diesem ein geschlossenes *Gesamtbild* der Persönlichkeit versteht — sondern höchstens einen wichtigen *Charakterbestandteil*, ein „Charakterradikal“ (*H. Hoffmann*), das sich im Einzelfalle mit sehr verschiedenen sonstigen Anlagen verbinden kann. Wir finden es sowohl bei harmlosen, stillvergnügten Tagträumern als auch bei gefährlichen Triebmenschen, bei primitiven wie bei differenzierten, bei ethisch hochwertigen wie bei kriminellen Persönlichkeiten; außerhalb ihrer gemeinsamen Eigentümlichkeit, Wunschparanoiker zu sein, bilden z. B. *Kretschmers* Fall Kerle und unser Fall Stratzky charakterlich die größten Gegensätze. Was in der wunschparanoischen Reaktionsweise zum Ausdruck kommt, ist eben nur ein Ausschnitt aus dem Ganzen der Persönlichkeit. Wir haben den Wunschwahn als Weltanschauung, somit als geistige Leistung betrachtet und im Sinne der Methode *Georg Simmels* nach den charakterlichen Bedingungen gefragt, aus denen sie ersprießt. Aus dieser Begrenztheit der Fragestellung folgt die Begrenztheit der Antwort: so tief sich auch wichtige Seiten des Wesens einer Persönlichkeit in geistigen Ausdrucksleistungen zu enthüllen pflegen, ihre gesamte Menschlichkeit braucht darein nicht einzuströmen. In dem hierauf fußenden Vorwurf der Einseitigkeit, den *Utitz*¹ gegen die Methode *Simmels* erhebt, ist auch der Grund dafür enthalten, warum sich kein einheitlicher wunschparanoischer (bzw. überhaupt paranoischer) Charakter feststellen läßt. Gebäude mit gleichgestalteter Frontseite können dessenungeachtet im Grundriß weitgehend voneinander abweichen; die Disposition zur wunschparanoischen Reaktionsweise ist — um ein anderes Bild zu gebrauchen — ein „Apparat“, der in sehr verschiedene Gehäuse eingebaut sein kann.

Die ermittelten Eigenschaften genügen jedoch, um darauf einen *Typus* des Wunschparanoiders aufzubauen. Zum Unterschied vom „Charakter“, von dem man eine gewisse Vollständigkeit des Umrisses verlangt, ist man es vom „Typus“ gewöhnt, daß er „einlinig“ ist (*Jaspers*), sich über sehr schmaler Basis erhebt und außerhalb des Einteilungsgrundes fast alle sonstigen Möglichkeiten offen läßt. Man spricht etwa vom Typus des Realisten und Idealisten, des Künstlers und des Gelehrten, des Klassikers und Romantikers, des Fanatikers, des Revolutionärs, des Verbrechers usw., und niemand nimmt daran Anstoß, daß mit der Einreihung eines Menschen in einen solchen Typus außerordentlich wenig Bestimmtes über seine Eigenart ausgesagt wird. In demselben Sinne wird man auch von einem Typ des Wunschparanoiders sprechen dürfen.

¹ *Utitz, Emil*: Charakterologie. Charlottenburg 1925.

Über diesen läßt sich heute freilich noch nichts Endgültiges sagen. Unsere Feststellungen sind nur als etwas Vorläufiges gedacht, und der Umstand, daß sie zum großen Teile theoretischer Überlegung entstammen, bedeutet auf einem empirischen Wissensgebiet wie dem der Psychiatrie gewiß einen Nachteil. Auf anderem Wege ließ sich jedoch noch kein Ausleseprinzip gewinnen, das einem bei der Unterscheidung des Wesentlichen, Typischen vom Unwesentlichen, Individuellen unseres Falles als Richtschnur hätte dienen können. Auf diesen theoretischen Notbehelf — so dürftig er auch sein mag — wird man erst verzichten können, wenn er durch eine umfangreichere und zugleich verfeinerte Kasuistik überflüssig gemacht wird. Mit einer solchen wird man aber bei der Seltenheit, mit der reine Fälle von Wunschparanoia zur Beobachtung gelangen, wohl nicht allzu bald rechnen können.

Zusammenfassung.

Um die Determinanten zu ermitteln, die eine paranoische Erkrankung zur speziellen Form der Wunschparanoia gestalten, wurde ein ausgeprägter Fall dieser Art vom charakterologischen, entwicklungspsychologischen und psychopathologischen Gesichtspunkt eingehend analysiert. Dabei mußten zunächst alle Eigentümlichkeiten, die der Fall bietet, gleichmäßig berücksichtigt werden, um seine Darstellung nicht schon von vornherein in bestimmter Richtung einzuengen oder etwa einer vorgefaßten Theorie anzupassen. Nachher galt es aber, aus der Gesamtheit der festgestellten Eigentümlichkeiten diejenigen herauszuheben, die mit der Wunschparanoia in gesetzmäßigen Zusammenhang zu bringen sind: Das für die Wunschparanoia Wesentliche und Allgemeingültige, also Typische unseres Falles sollte vom Nebensächlichen, bloß Individuellen unterschieden werden. Von den hierbei grundsätzlich anwendbaren Methoden schied die induktive aus, weil es bisher an einer dafür ausreichenden Anzahl von Vergleichsfällen fehlt. Es blieb daher nur das andere, mehr theoretische Verfahren übrig, welches von der Anschauung ausgeht, daß der paranoische Wunschwahn als Persönlichkeitsreaktion oder -entwicklung (selbst wenn ein Prozeßfaktor mitwirkt) zugleich Persönlichkeitsausdruck ist; seine Determinanten waren demnach in der persönlichen Eigenart des Kranken zu suchen. Aus einer Analyse des Wunschwahns als Ausdruckssymptom ergaben sich die psychischen Voraussetzungen (Funktionsdispositionen, Anlagen), die zu seinem Zustandekommen notwendig und hinreichend sind. Damit war eine Richtschnur für obige Unterscheidung gewonnen: als typisch konnten nun diejenigen Eigenschaften unseres Kranken angesehen werden, welche sich mit jenen Voraussetzungen decken, die wir als unerläßliche Bedingungen der Wunschwahnbildung erkannt hatten. Es sind dies — neben gewissen anderen, fast allgemein paranoischen Wesenszügen (Affizierbarkeit, Egozentrität usw.) — vor allem folgende Hauptmerkmale: 1. Auf

intellektuellem Gebiet: eine Insuffizienz jener Eigenschaften und Komponenten der Intelligenz, die beim Erwachsenen normalerweise voll ausgebildet sind, nämlich der Kritik, der begrifflichen Klarheit, des Wirklichkeitssinns (Realistik), der Sachlichkeit (Unpersönlichkeit, Objektivität) — überhaupt eine geringe Autonomie der Denkfunktionen gegenüber den subjektiven Ansprüchen der Affektivität; andererseits ein Vorwalten der (antagonistischen) Anteile des Denkens, die für den jugendlichen Intellekt bezeichnend sind: konstruktive Phantasie und weit-ausgreifende, kaum durch Kritik gehemmte Kombination. Die intellektuelle Eigenart (der „Geistescharakter“) des Wunschparanoikers erhält dadurch das Gepräge des Juvenilen, Unausgereiften. Es wurde ausdrücklich hervorgehoben, daß die *Insuffizienz der kritischen Denkfunktionen* — die in unserem Falle auch auf neutralen Gebieten hervortritt — keineswegs gleichbedeutend ist mit Unintelligenz, da das Kritikvermögen nur eine unter vielen Komponenten der Intelligenz darstellt. Diese kann auf Grund anderer Fähigkeiten (guter Auffassungsgabe, Beweglichkeit und Umstellungsfähigkeit, Reichtum an Einfällen, originellen Gedankenverbindungen usw.) trotz jenes Mangels sogar als überdurchschnittlich erscheinen. Ob diese intellektuelle Beschaffenheit allgemein als Folge einer Entwicklungshemmung, einer prozeßhaften Schädigung oder eines Zusammenwirkens beider Faktoren zu betrachten ist, wurde offen gelassen. (In unserem Einzelfall wurde letzteres angenommen.) Während damit mehr nur ein quantitativer Unterschied gegenüber den anderen paranoischen Typen gegeben ist, deren geistige Eigenart ja ebenfalls gewisse infantile Züge nicht vermissen läßt, besteht 2. auf *affektivem* Gebiet eine qualitative Besonderheit der Wunschparanoiker: die überwiegend *euphorische Grundstimmung*, deren „holothyme“ Wirkung auf die subjektiven Überzeugungen sich als unbeeinträchtigte Zuversicht und idealisierender Optimismus äußert. Es wurden noch einige weitere Persönlichkeitsmerkmale hervorgehoben, die teils Auswirkungen, teils Begleiterscheinungen der eben genannten sind (vgl. B. 3), hinter denen sie jedoch an Konstanz zurückstehen. Überhaupt mußte die Aufzählung weiterer Wesenszüge als „obligater“ Merkmale des Wunschparanoikers abgelehnt werden, weil seine Charakteristik dadurch bereits zu sehr eingeschränkt wird, so daß sie dann nicht mehr allgemein zutrifft. An Hand der von anderer Seite mitgeteilten reinen Fälle von Wunschparanoia ließen sich die genannten Eigenschaften ausnahmslos bestätigen; sie konnten auch in anderen verwandten Fällen, in denen der Wunschwahn weniger ausschließlich im Vordergrund steht, als regelmäßig wiederkehrendes Aufbauelement nachgewiesen werden. Unsere Ergebnisse verglichen wir dann mit früheren Kennzeichnungen des Wunschparanoikers. Schließlich wurde betont, daß die ermittelten Eigenschaften noch keinen „Charakter“ ausmachen, sofern man darunter ein umfassendes Persönlichkeitsbild

versteht, sondern nur einen Charakterbestandteil, der mit sehr verschiedenen sonstigen Anlagen verbunden sein kann; sie genügen aber, um darauf einen Typus aufzubauen, da Typen sich ja ihrem Wesen nach meist auf eine sehr schmale Basis gründen (z. B. der Typ des Eidetikers, der Intro- und Extrovertierten usw.). Daß sich über den Typ des Wunschparanoikers erst dann etwas Endgültiges aussagen läßt, wenn wir über eine umfangreichere und verfeinerten Anforderungen genügende Kasuistik verfügen, und daß unsere Feststellungen dementsprechend nur als etwas Vorläufiges gedacht sind, wurde — um naheliegenden Mißdeutungen vorzugreifen — besonders betont.
